

*Krankheiten auf der Spur:
„Fingerabdruck des Blutes“*

*Doktorandin bei BMW:
Lernen zwischen Karossen*

*Projekt mit 3000 Bildern:
Vom Sehen und Lesen der Bücher*

*Heliand-Fund:
Eine Sensation im Einband*

*In der „Writers Academy“:
Die Schreib-Studenten*

*Neue Zoologische Lehrsammlung:
Von Arianta bis Zander*

journal



Altern

Den Horizont erweitern

Inhalt**UniVersum**

- „Jubiläen 2006“ / Konfuzius-Institut kommt 2
Mit 98 Jahren aktiv im Uni-Dress / Leserbrief 3

Gremien

- Senatssitzungen im Mai und im Juni 4/5
Fußballturnier nach Rektoratsberatung 6

Forschung

- Neue Reinräume / Neue Projekte im Bereich
Energiewirtschaft 7
Der „Fingerabdruck des Blutes“ 8
Lernen zwischen Karossen 10
Projekt zu befristet Beschäftigten 11

Fakultäten und Institute

- Neue Vorlesungsreihe „Paul-Flechsig-Lecture“ 12
Der Landschaftsgarten als Teil der engl. Kultur 13
„Lernende Region“: Innovative Modelle 14
Theologen diskutieren über
Fundamentalismus und Toleranz 15
Erstmalig Trainer-Lehrgang nur für Frauen 16
Neue Zoologische Lehr- und Studiensammlung 17

UniCentral

- Späte Studienjahre 18
Senioren im Internet: Die Silversurfer 21
Schmerzhafte Gesundheitsreformen 22
Erfolge im Kampf gegen Alzheimer 23
Folgerungen aus dem Altern der Gesellschaft 24
Physiker forschen zu alternden Materialien 25

Studiosi

- „Writers Academy“: Die Schreib-Studenten 27
Projekt zum Buch in der Kunst 28
Linguistik zum Anfassen in Kenia 30

Personalia

- Neu berufen 31
Neuer Studentenpfarrer im Amt 32
Ehrendoktorwürde für Stephen Ryan 32
Preise für drei junge Nuklearmediziner 33
Eine Erinnerung an Helmut Sonnenschein 34
Kurz gefasst 36

Jubiläum 2009

- Gesichter der Uni: Kurt Wachsmuth 39
Der Fund des Heliand-Fragmentes 40

Habilitationen und Promotionen

- Am Rande 20
Nomen 36
Impressum 2

Titelfoto: PhotoCase.com

Alter und Bildung

Dass sich das Journal der Universität für dieses Heft den Themenschwerpunkt „Altern“ erwählt hat, kann nur auf den ersten Blick verwundern, dann nämlich, wenn man „Universität“ nur mit auszubildenden jungen Menschen assoziiert. Schaut man heutzutage in einen Hörsaal, ergibt sich teilweise ein anderes Bild. Da zeigt sich, dass das Postulat vom „lebenslangen Lernen“ auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Das Konzept des selbstbestimmten, selbstgesteuerten Lernens wird von immer mehr Menschen jenseits der 30 verwirklicht. Das betrifft zunächst die wissenschaftliche Weiterbildung der erwerbstätigen Generationen. In die verschiedenen Formen wie Fernstudium oder Aufbaustudiengänge sind an der Universität Leipzig über 2000 Personen eingebunden. Sie bestätigen, dass im lebenslangen Lernen die Chance steckt, sich



den immer neuen Erfordernissen des Berufslebens flexibel anzupassen. Zum anderen wächst auch in der nachberuflichen Lebensphase, im Alter, die Bereitschaft, sich weiterzubilden, um so mit den technologischen und kulturellen Entwicklungen in der Gesellschaft Schritt halten zu können. So bietet beispielsweise das Seniorenkolleg der Universität seinen über 1000 Teilnehmern ein ausgesprochen vielseitiges Programm an. Das reicht von den klassischen Vorlesungen bis hin zu Exkursionen, Lesungen, internationalen Begegnungsveranstaltungen und Studienreisen. Und im Rahmen

des Seniorenstudiums nutzen über 500 Bürger die Studienmöglichkeiten der Universität.

Deutlich wird dabei: Lebensqualität im Alter hat in jedem Fall etwas mit Bildung zu tun. Lernen bis ins hohe Alter hilft, geistige Fähigkeiten zu trainieren und zu erhalten. Heutige Forschungsergebnisse belegen, dass ältere Menschen genauso wie die jüngeren effektiv lernen können.

Damit sind wir bei der Altersforschung, die angesichts der demographischen Entwicklung in Deutschland und Europa an Bedeutung gewinnt, weil sich die quantitative Relation zwischen Älteren und Jüngeren stark verändern wird. Das breite Fächerspektrum der Universität ermöglicht es, die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen Alter auf der Basis unterschiedlichster Disziplinen zu betreiben.

Zwar wird nach wie vor gelten, dass die Lebensfähigkeit der Universitäten – die Alma mater Lipsiensis ist jetzt bald 600 Jahre alt – auch in ihrer immer neu zu erlebenden Jugendlichkeit liegt. Aber dieses Prädikat wird mit der Tendenz der Auflösung tradierter Lebensabschnitts-Strukturen, der zunehmenden Differenzierung gesellschaftlicher Gruppen, der Individualisierung der Lebensstile, der Hinausschiebung des Alterungsprozesses – ich nenne nur die Stichworte Prävention, gesunde Ernährung, medizinische Möglichkeiten – von immer mehr Menschen in Anspruch genommen werden können. Jung und Alt sind relative Begriffe. Die Universität kann mit ihren Forschungen das Ihre zur weiteren Grenzverschiebung beitragen.

Halten wir es mit Henry Ford: „Jeder, der aufhört zu lernen, ist alt, mag er 20 oder 80 Jahre zählen. Jeder, der weiter lernt, ist jung, mag er 20 oder 80 Jahre zählen.“

Prof. Dr. Franz Häuser, Rektor

„Jubiläen '06“ erschienen

Frisch gedruckt ist der Band „Jubiläen 2006“. Die Liste der darin gewürdigten prominenten Jubilare ist lang und umfasst u. a. Karl Lamprecht, Robert Schumann und Thomas Müntzer. Auch Ereignisse wie die Grundsteinlegung für das Augusteum vor 175 Jahren oder die Anfänge des Frauenstudiums vor 100 Jahren werden thematisiert, zudem Institutsgeburtstage wie der des 100 Jahre alten Karl-Sudhoff-Instituts.

In der „Jubiläen“-Reihe wird seit 2004 jährlich eine Sammlung von Kalenderblättern herausgegeben. Die Broschüre richtet sich an Mitglieder und Freunde der Universität und all die Menschen, die sich für Wissenschafts- und Universitätsgeschichte interessieren.

Die neueste Ausgabe ist für 2 Euro in der Pressestelle der Universität erhältlich:

Universität Leipzig, Pressestelle, Ritterstr. 26, 04109 Leipzig, Tel.: 03 41 97-3 50 20, E-Mail: presse@uni-leipzig.de r:

Journal

Mitteilungen und Berichte für die Angehörigen und Freunde der Universität Leipzig

Herausgeber: Rektor der Universität Leipzig, Ritterstr. 26, 04109 Leipzig

Redakteur: Carsten Heckmann

Ritterstr. 26, 04109 Leipzig

Tel.: 03 41 97-3 50 24, Fax: 03 41 97-3 50 29

E-Mail: heckmann@uni-leipzig.de

Vi.S.d.P.: Volker Schulte

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder.

Gesamtherstellung: Druckerei zu Altenburg GmbH,

Gutenbergstraße 1, 04600 Altenburg

Anzeigen: Druckerei zu Altenburg GmbH,

Ansprechpartnerin: Ingeborg Keller

Tel.: 0 34 47 55 51 53

E-Mail: ingeborg.keller@dza-druck.de

Das Journal kann gegen Übernahme der Versandkosten bezogen werden bei:

Leipziger Universitätsverlag GmbH

Oststraße 41, 04317 Leipzig

Tel./Fax: 03 41 9 90 04 40

E-Mail: info@univerlag-leipzig.de

Die Redaktion behält sich vor, eingesandte Artikel zu redigieren und zu kürzen. Bei unverlangt eingesandten Manuskripten besteht keine Gewähr für einen Abdruck.

Der Nachdruck von Artikeln ist gestattet, sofern die Quelle angegeben wird. Ein Belegexemplar an die Redaktion wird erbeten.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 29. 6. 2006
ISSN 1860-6709

Chinesische Kultur-Förderung: Konfuzius-Institut kommt

Die Volksrepublik China startet gegenwärtig mit der Gründung von Konfuzius-Instituten eine weltweite Initiative zur Förderung der chinesischen Sprache und Kultur. Ein solches Institut soll auch an der Universität Leipzig etabliert werden. Eine entsprechende Absichtserklärung unterzeichneten am 14. Juni 2006 Rektor Prof. Dr. Franz Häuser und Botschaftsrätin Prof. Liu Jinghui.

Gegründet wird das Konfuzius-Institut gemeinsam von der Universität Leipzig und dem Nationalen Büro für Chinesisch als Fremdsprache in Kooperation mit der Renmin-Universität in Peking, einer Partneruniversität der Leipziger Alma mater. „Ein weiterer Schritt zur Internationalisierung der Universität, die wir zu einem Schwerpunkt unserer künftigen Entwicklung gemacht haben“, freute sich Rektor Häuser. „Der chinesisch-deutsche Kulturdialog wird damit auf eine neue Basis gestellt.“ Konfuzius-Institute wurden bereits in Stockholm, Rom, Brüssel, Singapur und New York sowie in Deutschland an der Freien Universität Berlin und an der Universität Nürnberg-Erlangen eingerichtet. Das Leipziger Konfuzius-Institut wird für die interessierte Allgemeinheit unterschiedliche Sprachkurse und Kalligraphie-Seminare anbieten, Vorträge und Ausstellungen zur chinesischen Kunst und Literatur organisieren, Tagungen mit chinesischen Wissenschaftlern und Künstlern ausrichten. Dafür wird China personelle und finanzielle Ressourcen zur Verfügung stellen. Die Universität und insbesondere das Ostasiatische Institut wiederum versprechen sich eine verstärkte Förderung ihrer China-bezogenen Projekte.

Dass die Universität Leipzig gewissermaßen als Standort für den Osten Deutschlands ausgewählt wurde, ist auch Ausdruck der Wertschätzung ihres Ostasiatischen Instituts und des hier betriebenen Fachs Sinologie durch die chinesische Seite. „In der Tat hat sich das Institut“, so sein langjähriger Direktor Ralf Moritz, Professor für Klassische Sinologie, „enorm entwickelt und zählt im Haupt- und Nebenfach Sinologie heute 250 Studierende, gegenüber 30 im Jahre 1990. Und mit seiner traditionellen Ausrichtung auf die chinesische Kulturgeschichte und den Konfuzianismus, auch in seiner modernen Ausprägung, ent-

spricht unser Institut wohl auch den mit der Gründung der Konfuzius-Institute verbundenen Intentionen.“ Vom Lehrstuhlinhaber Moritz selbst liegt eine Übersetzung des Konfuzius vor, die in Deutschland als Standardwerk gilt.

Der Name des großen chinesischen Philosophen Konfuzius (551 bis 479 v. Chr.) steht in China programmatisch für die Verbindung von Tradition und Moderne. Für China ist er wie die Große Mauer zum Symbol geworden. Mit seinen bis heute lebhaft diskutierten Ideen, so Moritz, sei er ein Anker für chinesische Identität. Mehr noch: Der Konfuzianismus stelle das prägende kulturelle Gedanken- und Wertesystem für die gesamte ostasiatische Region dar. Seinen Lehren mit ihrem Grundwert einer integrativen Gemeinschaftsbezogenheit, entstanden in Zeiten des Umbruchs und der Suche nach einer neuen Ordnung, werde nach chinesischem Verständnis aber auch eine Strahlkraft für die heutigen Entwicklungen in der Welt zugemessen. Geben sie doch Antworten darauf, wie die zerstörerischen Kräfte in einer – gerechtermaßen – von Ungleichheit geprägten Gesellschaft gebannt werden können. Alle Bevölkerungsteile könnten in Harmonie zusammenleben, wenn sich die existierenden und anzuerkennenden Hierarchien auf Moralität, Menschlichkeit und Leistungskraft gründen.

Konfuzius als ein Programm, das der aktuellen einseitigen kulturellen und gesellschaftspolitischen Entwicklung in der Welt etwas Eigenes entgegenzusetzen hat? In China wird man diese Frage mit ja beantworten. *K.S.*



Gemeinsam Kultur fördern: Botschaftsrätin Liu Jinghui und Rektor Franz Häuser bekundeten ihre Absicht, ein Konfuzius-Institut an der Universität Leipzig einzurichten.

Foto: Dietmar Fischer

Mit 98 Jahren aktiv im Uni-Dress

Der Mann ist 98 Jahre alt. Aber das hindert ihn ganz und gar nicht daran, aktiv zu sein – und zwar im T-Shirt der von ihm geschätzten Universität Leipzig (aus der alten Kollektion). Das Bild rechts zeigt Prof. Dr. Helmut Hirsch bei der Ergotherapie mit dem Therapeuten Tobias Stein. Aufgenommen hat es Hirschs Frau Marianne. „Die Ergotherapie verbessert nach einem leichten Schlaganfall meine betroffene rechte Körperseite spürbar“, schrieb *Uni-Journal*-Stammleser Professor Hirsch in einem Brief an die Redaktion.

Der in Düsseldorf lebende Historiker hat viel erlebt, inklusive politischer Verfolgung und Vertreibung. 1933 zwang ihn die Machtübernahme Hitlers, seine akademische Karriere in Leipzig abubrechen und zu fliehen. An der Universität Leipzig hatte er von 1930 bis 1932 Zeitungs-, Kultur- und Kunstwissenschaften studiert. Seine Dissertation konnte er nicht mehr einreichen – sie wurde aber später anerkannt: 1988 verlieh die Karl-Marx-Universität Helmut Hirsch den Doctor philosophiae.

1961 war Hirsch, inzwischen Professor für Europäische Geschichte, aus den USA zurückgekehrt. 1978 hatte er das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse erhalten. C. H.



Leserbrief

Lateinausbildung „oberflächlich“

Zum Beitrag über die Lateinausbildung in Zeiten von Bachelor und Master („Schneller zum Latinum“, Ausgabe 3/2006, S. 28) erreichte die Redaktion folgender Leserbrief.

Frau Kerckhecker, Leiterin des Fachsprachenzentrums, schrieb über die Veränderungen und Neuheiten des Bachelor/Master-Systems. Nach ihrer Darstellung bietet dieses zwei Vorteile: Zum einen könnten die Studierenden „zügig“ binnen zwei Semestern ihre erforderlichen Sprachzertifikate, vornehmlich das Latinum, erwerben, zum anderen sei es den studentischen Tutoren möglich, Praxiserfahrung für ihre späteren Berufe zu sammeln. Diese Ansicht birgt sicherlich richtige Aspekte, erklärt aber den Blick auf die augenscheinlichen Gefahren dieser Neuerung.

Faktisch benötigt man nur noch ein Jahr, um sich für das Latinum zu qualifizieren, fraglich bleibt allerdings, ob die Studenten auch das nötige Wissensgut angeeignet bekommen, um einerseits diese Prüfung tatsächlich zu bestehen und andererseits

mehr Nutzen aus der erlernten Sprache zu ziehen. Innerhalb des ersten Semesters sollen alle erforderlichen Grundkenntnisse vermittelt werden. Im nächsten Studienhalbjahr sollen die Studenten dann schon Texte des sprachlich komplexesten alt-römischen Autoren übersetzen: Cicero. An meinem eigenen und am Unvermögen meiner Kommilitonen, die geforderte Leistung zu erbringen, bemerke ich, dass dieser Qualitätsumschwung eindeutig zu hoch gewählt ist und schwerlich ein notwendiges Verständnis des lateinischen Idioms schafft. Bis zum Wintersemester 2005/06 beschäftigten sich die Studenten noch mit Caesar, ein dringend erforderlicher Zwischenschritt, der nunmehr abgeschafft worden ist.

Und warum? Keinesfalls aus dem Wohlwollen, den Studenten ihr Studium zu erleichtern. Wieder einmal geht es ausschließlich um das schnöde Geld, auf dass die Studenten kürzer studieren, weniger Kosten verursachen, Dozenten eingespart werden und junge Menschen schnellstmöglich ins steuerträchtige Berufsleben

eingeführt werden. Ob dadurch der Ruf der einstigen Bildungsnation erhalten bleibt, steht zur Diskussion.

Kann also dieses Prozedere tatsächlich dazu führen, dass die Mehrheit der Studenten ihre Prüfung besteht? Kann dieses System dafür sorgen, dass das Latinum mehr ist, als eine weitere überflüssige Hürde? Kann man erwarten, dass nach diesem einen Jahr mehr im Gedächtnis haften bleibt als einige wenige fragmentarische Brocken einer Sprache, die mehr an Achtung verdient hätte? Eine ernst zu nehmende Antwort wird es erst geben, wenn die Ersten im September dieses Jahres ihre Prüfung absolviert haben werden. Die Statistik wird zeigen, ob diese oberflächliche Art, Sprache zu vermitteln, eine Zukunft hat.

Robert Kunkel,

Student im 2. Semester;

Geschichte und Religion auf Lehramt

Die Redaktion freut sich über jede Meinungsäußerung, behält sich jedoch vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Erneute Bewerbung in allen drei Bereichen der Exzellenzinitiative

Sitzung des Senats am 9. Mai

1. Der Senat befasste sich mit Berufungsangelegenheiten, das betraf Ausschreibung und Berufungskommission für „Politisches System der Bundesrepublik Deutschland“ (W2); nach Denominationsänderung für „Physikalische Chemie/Reaktionsdynamik“ (W3), vorher: „Physikalische Chemie (Zeitaufgelöste Spektroskopie)“; Berufungskommission für „Vattenfall Europe Stiftungsprofessur für Energiemanagement und Nachhaltigkeit“ (W3); Berufungsvorschläge für „Didaktik der romanischen Sprachen“ (W2), „Pharmazeutische Technologie“ (W3).

Der Senat stimmte einem Antrag der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientalwissenschaften und drei Anträgen der Medizinischen Fakultät zu, nachfolgend genannten Wissenschaftlern das Recht zur Führung der Bezeichnung „außerplanmäßiger Professor“ zu verleihen: Frau Dr. Eszter Fontana, Direktorin des Museums für Musikinstrumente der Universität Leipzig; PD Dr. med. habil. Volkmar Falk und PD Dr. med. habil. Thomas Walther, beide Herzzentrum Leipzig/Klinik für Herzchirurgie, und PD Dr. med. habil. Pietro Nennoff, bis 2002 Hautklinik der Universität Leipzig.

2. Der Senat stimmte dem Antrag der Philologischen Fakultät auf Einrichtung des Masterstudienganges „Namenkunde/Onomastik“ zum Wintersemester 2007/08 zu. Er umfasst vier Semester und schließt mit dem „Master of Arts“ ab.

3. Der Senat stimmte dem Antrag der Theologischen Fakultät zu, die Einrichtung des Masterstudienganges „Geschichte und Theologie des Christentums“ um ein Jahr auf das Wintersemester 2007/08 zu verschieben.

4. Der Senat nahm zustimmend Kenntnis von Veränderungen in der Zusammensetzung der Forschungskommission; Prof. Dr. Jens Schröter (Theologische Fakultät) tritt die Nachfolge von Frau Prof. Dr. Monika

Wohrab-Sahr an und Prof. Dr. Manfred Blessing (Veterinärmedizinische Fakultät) die von Prof. Dr. Hermann Müller.

5. Der Senat stimmte der Bestellung von Prof. Dr. Gunther Schnabl (Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät) und PD Dr. Andreas Anter (Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie) zu neuen Mitgliedern des SYLFF-Komitees (Sasakawa Young Leaders Fellowship Fund) zu. Das Komitee der Universität befasst sich auf der Grundlage des Vertrages mit der Sasakawa-Stiftung (jetzt Nippon Foundation) von 1992 mit der Ausgestaltung des Programms und der Vergabe der Stipendien zum Rahmenthema „Geistige und kulturelle Veränderung in Mittel- und Osteuropa“.

6. Der Senat stimmte dem Antrag der Sportwissenschaftlichen Fakultät zu, die Abschlussbezeichnung im Bachelorstudiengang „Sportmanagement“ von „Bachelor of Arts“ (B. A.) in „Bachelor of Science“ (B. Sc.) abzuändern.

7. Der Senat stimmte der Rahmenordnung über die Zulassung zu Lehrveranstaltungen und Modulen zu. Die Entscheidung über die Begrenzung der Teilnehmerzahlen trifft der Fakultätsrat. Das darf aber nicht dazu führen, dass Studierende durch die Nichtaufnahme in ein Modul auf Dauer an der Erfüllung des Studienverlaufsplanes und der Einhaltung der Regelstudienzeit gehindert werden.

8. Der Senat beschloss die Eignungsfeststellungsordnung für den Magisterstudiengang „Meteorologie“.

9. Der Senat beriet und bestätigte die Zulassungszahlen für das Akademische Jahr 2006/07 in den Lehramtsstudiengängen Evangelische Religion an Grundschulen (5) und an Mittelschulen und Gymnasien (40). Damit erhöht sich die Aufnahmekapazität für die Module der Bildungswissenschaften um 10 auf 420 Belegfälle.

10. Prorektor Prof. Schlegel berichtete über den Stand der Beteiligung der Universität Leipzig an der Exzellenzinitiative zur Förderung der Spitzenforschung. Die Universität wird sich in Auswertung der ersten Runde und dabei insbesondere der Empfehlungen der DFG-Gutachter auch in der zweiten Auswahlrunde in allen drei Linien um eine Förderung bewerben, allerdings unter dem Vorzeichen von Reduktion und Verdichtung mit einer geringeren Anzahl an Graduiertenschulen und Exzellenzclustern. Prorektor Schlegel informierte des weiteren über die vom Bundesministerium für Bildung und Forschung ausgeschriebene Förderung von „Forschungseinheiten in der Systembiologie – FORSYS“, wozu sich an der Universität eine Initiativgruppe gebildet hat, die eine Antragstellung vorbereitet. Der Senat bekundete hierzu noch Beratungsbedarf.

Prof. Dr. F. Häuser
Rektor

V. Schulte
Pressesprecher

Zustimmung für Research Academy

Sitzung des Senats am 13. Juni

1. Der Senat behandelte Berufungsangelegenheiten; das betraf Ausschreibung für „Religions- und Kirchensoziologie“ (W2) und „Epidemiologie“ (W2) an der Veterinärmedizinischen Fakultät; Ausschreibung und Berufungskommission für „Onkologische Pathologie“ (W2), „Herzchirurgie“ (W2), „Diagnostische und Interventionelle Radiologie mit Schwerpunkt Neuroradiologie“ (W2), „Kinderheilkunde und Jugendmedizin mit dem Schwerpunkt Pädiatrische Hämatologie, Onkologie und Hämostaseologie“ (W2), „Sozialpsychologie und Methodenlehre“ (W2) und Einleitung eines gemeinsamen Berufungsverfahrens mit dem Umweltforschungszentrum Leipzig-Halle für „Bodenökologie“ (W3); Berufungsvorschläge für „Didaktik der slavischen Sprachen“ (W2), „Grundschulpädagogik“ (W3), „Buchwissenschaft“ (W2), „Algebraische und logische Grundlagen der Informatik“ (W2), „Klinische Psychologie“ (W2) und „Physikalische Chemie der Oberflächen“ (W2).

2. Der Senat gab positive Stellungnahmen ab zu den beiden Anträgen der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften, PD Dr. phil. Ulf Engel, Institut für Afrikanistik, und PD Dr. phil. Toshiaki Kobayashi, Ostasiatisches Institut, das Recht zur Führung der Bezeichnung „Außerplanmäßiger Professor“ zu verleihen. Des weiteren stimmte der Senat dem Antrag der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät zu, Prof. Dr.-Ing. Michael Kaliske, der nach Dresden versetzt wird, aber noch bis 2008 Lehr- und Forschungsaufgaben der Universität Leipzig erfüllt, die mitgliedschaftsrechtliche Stellung eines Hochschullehrers zu übertragen.

3. Der Senat befürwortete die Absicht der Juristenfakultät, dem Präsidenten des Bundesverwaltungsgerichts Eckhart Hien die Ehrendoktorwürde (Dr. iur. h. c.) zu verleihen; ebenso die Absicht der Fakultät für Physik und Geowissenschaften, den Physiker Sir Peter Mansfield, Nobelpreisträger für Physiologie/Medizin, führender Wissenschaftler auf dem Gebiet der

Magnetischen Resonanz, Emeritus der University of Nottingham, mit dem Titel eines Ehrendoktors auszuzeichnen.

4. Der Senat stimmte der Einrichtung eines Instituts für bioanalytische Chemie an der Fakultät für Chemie und Mineralogie zu. Ihm werden die am Biotechnologisch-Biomedizinischen Zentrum angesiedelten Professuren für Bioanalytik und für Strukturanalytik von Biopolymeren einschließlich der zugeordneten Personalstellen angehören.

5. Senat stimmte – nach zwischenzeitlicher Ablehnung eines Vertagungsantrags – der Etablierung einer Research Academy Leipzig (RAL) als zentrale Einrichtung der Universität Leipzig zu. Zuvor hatte Prorektor Prof. Schlegel das Konzept hierzu erläutert, das eine Gliederung in drei Zentren einer strukturierten Doktorandenausbildung vorsieht: Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften; Lebenswissenschaften; Geistes- und Sozialwissenschaften. Diese Graduiertenzentren wiederum untergliedern sich in Klassen, wobei jede Klasse ein spezielles Doktorandenprogramm, z. B. ein Graduiertenkolleg, umfasst. Auf dieser Grundlage beabsichtigt die Universität, den Anteil der Promovenden in der strukturierten Doktorandenausbildung bis 2010 auf etwa 50% zu erhöhen.

6. Der Senat nahm die Information von Prorektor Schlegel zum Stand der Beteiligung der Universität an der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder (2. Ausschreibungsrunde) zur Kenntnis. Danach hat die Universität bei der DFG termingemäß bis 9. Juni Absichtserklärungen für drei Graduiertenschulen, zwei Exzellenzcluster und ihr Zukunftskonzept „The Alma mater in the 21st Century“ eingereicht. Im Einzelnen: Förderlinie 1: Bernhard Katz Graduate School for Neurosciences (Koordinator: Prof. Eilers), Building with Molecules and Nanoelements (Koordinatorin: Frau Prof. Hey-Hawkins), Understanding Space and Territorialization: World History and Area Studies in an

Age of Globalization (Koordinatoren: PD Dr. Engel, PD Dr. Middell); Förderlinie 2: After Order (Koordinator: Prof. Diner), Felix Klein Zentrum für die mathematischen Wissenschaften und ihre Anwendung (Koordinator: Prof. Luckhaus).

7. Der Senat stimmte nachträglich zu, dass die Universität Leipzig eine Antragskizze für ein Interdisziplinäres Zentrum für System-Biologie Leipzig beim ausschreibenden Bundesministerium für Bildung und Forschung bzw. bei dessen Projektträger, dem Forschungszentrum Jülich – vorbehaltlich eben dieser Zustimmung des Senats – eingereicht hat. Das BMBF beabsichtigt, bis zu fünf solcher Forschungszentren über fünf Jahre mit je 12,5 Millionen Euro zu fördern. Prof. Löffler, unter dessen Federführung dieser Antrag erarbeitet wurde, unterstrich vor dem Senat, dass durch dieses Zentrum, bei dem Nachwuchsforscher im Focus stehen, eine (bio-)technologische Plattform für weiterführende Projekte gewonnen werden könne. Maßgeblich beteiligte Einrichtungen sind die Fakultäten für Mathematik und Informatik, für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie, für Physik und Geowissenschaften, die Medizinische Fakultät sowie das Max-Planck-Institut für Mathematik in den Naturwissenschaften und das Fraunhofer-Institut für Zelltherapie und Immunologie.

8. Der Senat bestätigte, dass es sich bei dem Masterstudiengang „Hörfunk“, der zum Wintersemester 2007/08 eingerichtet wird, um einen nichtkonsekutiven Studiengang handelt. Durch diese Feststellung ist der Weg frei für eine Genehmigung des Studienganges durch das SMWK. Auf Drängen der studentischen Senatsmitglieder erklärte der Dekan der Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie, dass die Fakultät nicht beabsichtige, dafür Studiengebühren zu erheben.

9. Der Senat stimmte einer Änderung der Immatrikulationsordnung der Universität Leipzig zu, die sich insbesondere aus der verbindlichen Einführung eines elektroni-

schen Bewerbungsverfahren ab dem Wintersemester 2006/07 ergibt. Es war bereits im Sommersemester erfolgreich getestet worden.

10. Der Senat beschloss eine Änderung in der im April 2005 beschlossenen Satzung der Universität Leipzig über die Zulassung zu Studiengängen nach Auswahlverfahren. Die Änderungssatzung trägt dem Beschluss der Veterinärmedizinischen Fakultät Rechnung, dass erstens bei der Vorauswahl durch die ZVS ausschließlich Bewerber

berücksichtigt werden, die die Universität Leipzig in erster Ortspräferenz genannt haben und die eine Abitur-Durchschnittsnote 2,5 und besser vorweisen können, und dass zweitens das eigentliche Auswahlverfahren der Universität auf die Kriterien Durchschnittsnote unter Einbeziehung der Einzelnoten in Mathematik, Biologie, Chemie und Physik sowie Auswahlgespräche abgestellt wird.

11. Der Senat entschied, die angesichts der gravierenden Veränderungen im Zu-

sammenhang der Umstellung auf Bachelor- und Masterstudiengänge ursprünglich vorgesehene Einführungswoche für Studierende und Lehrende zu Beginn des Wintersemesters 2006/07 auf zwei Tage zu reduzieren. Nunmehr sollen der 9. Oktober zentralen und der 10. Oktober fakultären Einführungsveranstaltungen vorbehalten bleiben.

Prof. Dr. F. Häuser
Rektor

V. Schulte
Pressesprecher



Leipzig stürmt zum ersten Sieg

Von Klinikchef Uwe Stolzenburg ging die größte Gefahr für das gegenerische Tor aus.

Foto: Andreas Einbock

„Zu Gast bei Freunden“ waren im Juni in Leipzig nicht nur Fußball-Mannschaften und -Fans aus aller Welt, sondern zuvor auch die Kicker von Partneruniversitäten. Nachdem die Rektorate der Universitäten Halle, Jena und Leipzig am 1. Juni über den Ausbau ihres Universitätsverbundes beraten hatten, traten am Nachmittag traditionell Professorenteams aus den drei Hochschulen zum Kampf um das runde Leder an. Für die Leipziger Mannschaft war es

ein historischer Tag, denn zum ersten Mal in der Geschichte der seit 1998 veranstalteten Turniere gelang ein Sieg, und zwar mit 2 : 1 gegen Jena. Die enorme Leistungssteigerung war vor allem der Urologie zu verdanken: Klinikchef Uwe Stolzenburg (früher Chemie Leipzig) und sein Assistant Professor Danki Sillong aus Kamerun – vorgestellt als „unser Asamoah“ – entwickelten eine ungeheure Dynamik, die selbst den Magnifizenzen aus Jena und

Halle am Spielfeldrand den Angstschweiß auf die Stirn trieben. Doch am Ende war es wie immer: Leipzig wurde hinter Jena und Halle Dritter. Aber noch nie war es so knapp ausgegangen, denn alle drei Teams hatten einmal gewonnen und einmal verloren und verfügten über ein ausgeglichenes Punkt- und Torverhältnis, sodass allein die mehr geschossenen Tore den Ausschlag für die Gäste gaben.

V. S.

Biotechnologie **Forschung in neuen Reinräumen**

Zwei neue Reinräume für das Biotechnologisch-Biomedizinische Zentrum (BBZ), darunter der erste Reinraum für die Chipfertigung an der Universität, wurden jetzt durch den Staatsbetrieb Sächsisches Immobilien- und Baumanagement zur Nutzung übergeben.

Für die Chip- und Materialoberflächenstrukturierung muss der Reinraum staub- und partikelfrei sein. Diesen neuen Raum nutzt die Abteilung für Molekularbiologisch-biochemische Prozesstechnik, geleitet von BBZ-Sprecherin Prof. Dr. Andrea Robitzki. Die Abteilung entwickelt spezielle Chips für die Medizin und die medizinische Anwendung, die z. B. in der Testung von Wirkstoffen in der pharmazeutischen Industrie und für die Charakteri-



Arbeit im Reinraum: Maik Schmidt bei der optischen Prüfung eines Mikrochips.

Foto: BBZ

sierung von Tumorzellen aus Biopsie-Material eingesetzt werden können. Zudem forscht man dort zu Mikroimplantaten aus Stammzellen, die z. B. bei Neuro- und Herz-Kreislaufkrankungen für eine individuelle Therapie angewandt werden sollen.

Der keimfreie Reinraum für Tissue-Engineering und Stammzellpräparation steht der Forschergruppe von Prof. Dr. Augustinus Bader zur Verfügung. Hier werden z. B. Gewebe für Knochen/Knorpel, Leber und Haut in Kooperation mit klinischen Partnern „gezüchtet“.

Mehrere neue Projekte im Bereich Energiewirtschaft **Volle Kraft voraus**

Die Universität verstärkt mithilfe namhafter Partner ihre Kompetenz auf dem Gebiet der Energiewirtschaft. Nachdem in letzter Zeit bereits die Einrichtung von Stiftungslehrstühlen für Energiemanagement und Nachhaltigkeit sowie für Kommunikationsmanagement in Politik und Wirtschaft mit dem Schwerpunkt Energiewirtschaft auf den Weg gebracht worden war, folgten nun zwei weitere Schritte in diesem Bereich.

Ende Juni wurde an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät eine Forschungsstelle Kommunale Energiewirtschaft gegründet. Die dafür erforderlichen Mittel wurden – als Stiftung – durch die Verbundnetz Gas (VNG) AG, Leipzig, und die Stadtwerke Leipzig bereitgestellt. Mit dieser Forschungsstelle will die Universität Kommunen helfen, kommunale Infrastruktur nachhaltig und zukunftsfähig zu gestalten und zu betreiben. Darüber hinaus soll die Stelle einen Beitrag leisten, Erfahrungen des wirtschaftlichen Übergangs und des demographischen Wandels wissenschaftlich aufbereitet auch in Mittel- und Osteuropa nutzbar zu machen.

Der Rektor der Universität, Prof. Dr. Franz Häuser, dankte den Stiftern und versprach

der Forschungsstelle die volle Unterstützung der Hochschulleitung. Prof. Dr. Gerhard Wolff, Vorstandsmitglied der VNG und zugleich Vorsitzender der Vereinigung von Förderern und Freunden der Universität Leipzig e. V., hob hervor: „Für den Energiestandort Leipzig ist es wichtig, mit der Universität Leipzig auch auf dem Gebiet der Energiedienstleistungen, speziell zu den immer komplizierter werdenden Fragen der Energiepolitik und der Energiewirtschaft auf kommunaler Ebene, einen kompetenten wissenschaftlichen Partner ins Boot zu bekommen.“ Dem pflichtete auch der Generalbevollmächtigte der Stadtwerke, Dr. Winfried Damm, bei und sicherte der neuen Forschungsstelle die Nutzung des umfangreichen Know-hows seines Unternehmens zu.

Die VNG ist auch Initiator einer weiteren Kooperation, die ebenfalls im Juni auf den Weg gebracht wurde: In Moskau unterzeichneten die Rektoren Prof. Torkunow und Prof. Häuser eine Vereinbarung zwischen der Moskauer Universität für Internationale Beziehungen des Außenministeriums Russlands (MGIMO) und der Universität Leipzig über die Gründung

eines „Russisch-Deutschen Instituts für Energiepolitik und Energiewirtschaft“. Hauptpartner des Instituts auf deutscher Seite wird die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät sein. Inhaltliche Schwerpunkte der Zusammenarbeit sind die Aus- und Weiterbildung von Führungskräften der Energiewirtschaft sowie gemeinsame Forschungsvorhaben und Publikationen.

Franz Häuser würdigte in einem Grußwort den Anteil der Verbundnetz Gas AG an der Gründung des russisch-deutschen Instituts. „Mit großer Dankbarkeit können wir feststellen, dass die VNG AG nicht nur ein bedeutender Importeur und Lieferant von Energieträgern ist, sondern sich auch umfangreich für Forschung und Lehre engagiert. Sie unterstützt Hochschulen, fördert den wissenschaftlichen Dialog im In- und Ausland und initiiert neue Ansätze in Forschung und Lehre“, betonte der Rektor. Ziel der unterzeichneten Vereinbarung sei es, gemeinsam eine neue deutsch-russische Ausbildung im Bereich der Energiepolitik und Energiewirtschaft zu entwickeln, Forschung zu fördern und den wissenschaftlichen und energiepolitischen Dialog international voran zu bringen.



„Fingerabdruck des Blutes“

Wie Mediziner und Mathematiker Krankheiten auf die Spur kommen

Von Dr. Bärbel Adams und Dr. Alexander Leichtle

Manche Krankheit endet tödlich, weil sie zu spät diagnostiziert wurde. Bauchspeicheldrüsenkrebs z. B. verrichtet im Körper sein zerstörerisches Werk, bevor sich die ersten Symptome zeigen. Noch stehen die Mediziner der Krankheit hilflos gegenüber, Vorsorgeuntersuchungen gibt es nicht. Mit dem „Fingerabdruck des Blutes“ könnte das bald anders werden.

So wie in der Forensik ein Verbrecher mit seinem Fingerabdruck überführt werden kann, weil dieser ein einmaliges Muster hat, so könnten Mediziner bald Krankheiten erkennen, weil jede Krankheit im Blut ein einmaliges Proteinmuster aufweist. Ein solcher „Fingerabdruck des Blutes“ ist keine ferne Utopie, sondern am Universitätsklinikum Leipzig schon Realität, wenn auch erst im Forschungslabor. Am Institut für Laboratoriumsmedizin, Klinische Chemie und Molekulare Diagnostik ist man unter Leitung von Prof. Dr. med. Joachim Thiery auf der Suche nach den Proteinen, denen die Krankheit ihren Stempel aufdrückt. Volkskrankheiten wie Herz- und

Gefäßerkrankungen oder Krebs hinterlassen im Blut ihre Spuren in einem Puzzle von aberhundert kleinsten, aber für Krankheiten möglicherweise hochspezifischen Eiweißfragmenten. Diese richtig lesen zu können und die Funktion der Eiweißfragmente und Stoffwechselprodukte bei der Krankheitsentstehung aufzuklären, ist das Ziel der in den letzten drei Jahren entstandenen Wissenschaftlergruppe des Instituts.

Die Fluggeschwindigkeit der Moleküle

Voraussetzung sind einige Tropfen Blutserum, das mit einem von Bruker-Daltoniks in Leipzig entwickelten Verfahrens in spezifische Eiweißanteile aufgetrennt wird.. Wie in einem Angelspiel werden mit magnetisierten Mikropartikeln aufgrund ihrer speziellen Oberflächeneigenschaften kleinste Eiweißpartikel mit Hilfe eines Roboters isoliert. Mit Hilfe eines hochauf-

lösenden Messverfahrens, der MALDI-TOF Massenspektroskopie, trennen die Labormediziner das gesamte Spektrum der isolierten Eiweißmoleküle nach ihrer Masse und Größe. Hierzu werden die Partikel mit einem Laser-Impuls elektrisch angeregt, so dass sie in einer Vakuumröhre zu fliegen beginnen. Die kleinen Partikel fliegen schneller als die großen, so dass über einen „Empfänger“ die Flugzeit der einzelnen Moleküle bestimmt werden kann, die wiederum exakt deren Masse entspricht. Dieses Massenspektrum bildet ein hochspezifisches Identifikationsmuster, das von den Forschern mit einer komplexen Bioinformatik weiterverarbeitet wird. Diese mit bisherigen Methoden nicht sichtbaren Muster einer Blutprobe sind es, die die Ärzte und Chemiker so in Begeisterung versetzen. So lassen sich über diese Proteomprofile heute bereits einfache Eigenschaften wie Alter und Geschlecht aus dem Blut ablesen, berichtet die junge Chemikerin Dr. Uta Ceglarek, die die Massenspektrometrie des Instituts aufgebaut und die Messmethoden gemeinsam

Ein Edelmetalltarget, auf das die Proben aufgetragen werden. Die Platte kommt dann in Vakuum in das Massenspektrometer. Die kristallinen Punkte auf dem Target sind eine Mischung aus Matrix und Probe.

mit dem naturwissenschaftlichen Doktoranden Sven Baumann wesentlich entwickelt hat. Die Hürde liegt letztlich nicht mehr so sehr in der Analytik, sondern in der komplexen Verarbeitung der unzähligen Informationen des Massenspektrums „Es fehlt uns noch die richtige Mathematik, um die spezifische Information aus dem Proteomprofil in die klinische Anwendung bringen zu können“, erklärt Oberarzt Dr. Martin Fiedler, der das klinische Proteomprojekt im Institut für Labormedizin leitet.

Erfassung großer Datenmengen

Ein isolierter Fingerabdruck sagt noch gar nichts. Erst der Vergleich lässt auf den „Täter“ schließen. Deshalb untersuchen die Forscher aktuell das Proteinmuster von Gesunden und das von Patienten mit einer bestimmten Erkrankung, z. B. Dickdarmkrebs. Dann werden die Massenprofile elektronisch übereinander gelegt und mit

einer neu entwickelten Software nach den mit der Krankheit verbundenen Eigenschaften der Massenspektren gesucht. Hier kommen die Mathematiker und Informatiker ins Spiel. Da es sich um unvorstellbar große Datenmengen handelt, müssen modernste Methoden der Datenverarbeitung angewandt oder völlig neue Wege der Auswertung entwickelt werden.

Ein glücklicher Zufall ist hier den Leipziguern zu Hilfe gekommen. In einem Journal des renommierten Massachusetts Institute of Technology in Boston war Anfang letzten Jahres über die innovative Arbeit der Leipziger berichtet worden. Andre Hagehülsmann, Leiter von Entwicklungsprogrammen von Microsoft Research in Cambridge UK, nahm Kontakt mit Prof. Thiery auf und organisierte einen Kontakt mit dem DFG-Zentrum für Mathematik der FU Berlin und der dortigen Biocomputing Gruppe von Professor Wolfgang Schütte, die sich seit längerem bereits mit der mathematischen Analyse von Massenspektren beschäftigte. Die Berliner und Leipziger haben jetzt mit Unterstützung von Microsoft Research eine neue Software entwickelt, die als eine Art „mathematische Lupe“ die Empfindlichkeit der Proteomuntersuchung um das 250fache erhöht. „Jetzt sind wir mit der Empfindlichkeit unserer Methode tatsächlich sehr nahe dem klinisch wichtigen Konzentrationsbereich der Hormone und Tumormarker“, stellt Professor Thiery fest.



**Professor Thiery am
Malditoff-
Massen-
Spektro-
meter.
Foto: Sven
Baumann**

Proteomprofile des Magen-Darm-Trakts

Die labormedizinische Grundlage für die Erfassung des „Fingerabdrucks“ von Krankheiten ist damit gelegt und wurde kürzlich in *Clinical Chemistry* publiziert (Baumann S et al., *Clin Chem* 51:6, 973–80 (2005)). Gegenwärtig arbeiten die Wissenschaftler daran, Proteomprofile für Erkrankungen des Magen-Darm-Trakts zu identifizieren und aufzuklären, z. B. für Bauchspeicheldrüsenkrebs und Darmkrebs. Dies soll in einem aktuellen IZKF-Projekt der Medizinischen Fakultät in Kooperation von Kliniken und Instituten durch die junge Wissenschaftlergruppe des labormedizinischen Instituts vorangetrieben werden. Ein DFG-Antrag ist zudem auf dem Weg.

Die viel versprechenden Ergebnisse der Leipziger Gruppe lassen die berechtigte Hoffnung zu, dass durch diesen völlig neuartigen medizinischen Untersuchungsansatz nicht nur bisher unbekannte diagnostische Pfade zur Früherkennung von Krankheiten entdeckt werden, sondern dass sich künftig aus den identifizierten Molekülspektren auch neue Ansätze für eine zielgerichtete Therapie von Tumor- und Herzerkrankungen ableiten lassen. Diese Arbeiten unterstützen somit auch den Forschungsschwerpunkt „Prävention und Regeneration“ der Medizinischen Fakultät.



Blutabnahme: Der „Fingerabdruck des Blutes“ birgt viele Erkenntnisse für die Diagnostik von Krankheiten. Fotos: Dietmar Fischer

Lernen zwischen Karossen

Doktorandin forschte im und für das Leipziger BMW-Werk

Von Carsten Heckmann

Roboterarme wirbeln durch die Luft, Schweiß- und Schleifgeräusche dringen ans Ohr. Einige Meter weiter finden sich Schwergutbehälter, Paletten, Karosserieteile. Sie sind mit Bedacht angeordnet, eingebettet in einzelne kleine Szenarien, abgeschirmt durch ein großes grünes Netz. Eine Oase, die zum großen Ganzen gehört und doch eine besondere Atmosphäre schafft. Sie umfasst 400 Quadratmeter in dieser riesigen Halle in Leipzigs Norden, in der die Rohkarossen für den 3er-BMW hergestellt werden. 400 Quadratmeter Dissertation. Fünf Wochen lang.

„Eine Galerie der Sinne, die den Blick weitet“, so beschreibt die Erwachsenenpädagogin Friederike Nicklas ihr Ausstellungsprojekt. Der offizielle Titel: „LernWERK“. Inwiefern das Automobilwerk als Ort des Lernens verstanden werden kann, das erfahren die BMW-Mitarbeiter beim Besuch dieser Ausstellung. Anhand eines simplen Computerspiels, das monotone Tätigkeiten abverlangt, aber auch komplexes Denken, wenn plötzlich eine neue Aufgabe ansteht. Anhand von Stühlen mit Aktenordnern darauf, die – Weiterbildung symbolisierend – zum Teil per Seil mit einer Karosserie – der Praxis – verknüpft sind. Anhand eines Informationsflussgerüsts, durch das eine Murmel rollt – und mitunter im wahrsten Sinne des Wortes versandet.

**„Lernen ist aktives Mäusen mit den Augen.“
Eine BMW-Führungskraft**



Friederike Nicklas in ihrer Ausstellung. An der Schaufensterpuppe haften Karten mit Selbstauskünften der Mitarbeiter über ihre Arbeitsmotivation.

Foto: Vasco Garcia, BMW AG

Die BMW-Werker, Mitarbeiter verschiedener Ebenen bis hin zu Führungskräften, waren von Friederike Nicklas einbezogen worden in einen zweieinhalbjährigen Forschungsprozess. Die Ergebnisse einer großen qualitativen Befragung flossen ein in die Ausstellung und eine über 200 Seiten starke, aber im handlichen Format mit Spiralbindung für die Mitarbeiter erhältliche Publikation. Hier und dort die entscheidenden Themen: die Tätigkeit selbst, die Beteiligung an Prozessen, die interne Kommunikation, die Bedingungen der Arbeitsumgebung, die Interessen und Bedarfe der Menschen sowie das Verhältnis von formellem und informellem Lernen. Zitate aus den Interviews fanden teilweise direkt Eingang in die Ausstellung, demonstrativ an Schaufensterpuppen gepappt oder für eine Klangbox aufbereitet.

„Direkt mit den Menschen forschen, das ist das, was ich immer wollte“, sagt Friederike Nicklas, die neben Erwachsenenpädagogik auch Psychologie und Sport studiert hat. „Mitarbeiter und Führungskräfte sehe ich als Experten ihrer Arbeit.“ Und so freute

sich die heute 30-Jährige sehr, als das Leipziger BMW-Werk ihr die Möglichkeit gab, im Sinne einer Begleitforschung Theorie und Praxis miteinander zu verbinden – und ihr zudem ein Stipendium spendierte. Auch der Betreuer ihrer kurz vor dem Abschluss stehenden Dissertation zum „Lernen im Prozess der Arbeit“, Prof. Dr. Jörg Knoll, war vom direkten Praxisbezug angetan.

Leiten ließ sich die junge Wissenschaftlerin von einer großen Frage: Wie muss die Arbeit gestaltet sein, damit Lernen möglich ist? Sie fand Antworten, deren Umsetzung in die Praxis Anstrengungen aller Beteiligten voraussetzen. Vor allem für die Führungskräfte hat Friederike Nicklas einige Gestaltungsempfehlungen formuliert. Mehr Transparenz schaffen, eine größere „Beteiligungsorientierung“ praktizieren und dabei Rückmeldungen garantieren, die informelle Kommunikation stärken –

das sind nur drei der vielen stets mit Beispielen unternetzten Ratschläge.

„Herausgekommen sind hilfreiche Anhaltspunkte, bei denen wir von der Führung sehen: Hier müssen wir unterstützen. Und die Mitarbeiter sehen: Hier müssen wir auch selbst etwas tun“, kommentiert Christoph Plaar die Forschungsergebnisse. Der Leiter der Abteilung Planung und Produktion Karosseriegerippe im Leipziger BMW-Werk schätzt Friederike Nicklas' Arbeit sehr. „Wir wollen unseren Mitarbeitern lebenslanges Lernen ermöglichen, eine Weiterentwicklung, fachlich und persönlich. Da kam uns dieses Promotionsprojekt gut zupass.“

Die in den Resultaten enthaltenen kritischen Punkte müssten nun mit den Mitarbeitern diskutiert werden. „Wir können nicht alles ändern. Aber das Minimum, was unsere Mitarbeiter erwarten dürfen, ist, dass wir ihnen erklären, warum wir etwas nicht ändern.“ Für Plaar steht fest: „Wir werden an der Sache dranbleiben. Übrigens auch weiterhin zusammen mit Professor Knoll.“

Befristet Beschäftigte haben's schwer - nehmen's leicht?

Europäisches Forschungsprojekt vergleicht Festangestellte mit Befristeten

Von Prof. Dr. Gisela Mohr und Thomas Rigotti, Institut für Psychologie II, Arbeits- und Organisationspsychologie

Die Befristung von Arbeitsverträgen stellt ein zentrales Instrument in der Schaffung unternehmerischer Flexibilität dar. 40 Prozent der Neueinstellungen in Deutschland sind zunächst auf befristeter Basis. Im März 2004 hatten 2,4 Millionen Erwerbstätige in Deutschland einen Arbeitsvertrag auf begrenzte Zeit.

Gefördert von der Europäischen Union und in Kooperation mit Forschern aus Schweden (Projektleitung), England, den Nieder-

landen, Belgien, Spanien und Israel, wurde an der Universität Leipzig eine Studie durchgeführt mit dem Ziel, die Wahrnehmung der Arbeit und das Befinden von Festangestellten mit Befristeten zu vergleichen. Mehr als 5000 Mitarbeiter und 200 Personalverantwortliche aus der Industrie (vorrangig Lebensmittelhersteller), dem Einzelhandel sowie dem Bildungswesen (vorrangig private Bildungsinstitute) wurden für die Studie befragt.

Die folgenden Befunde beziehen sich ausschließlich auf die in Deutschland befragten 643 Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Davon hatten 290 ein befristetes Vertragsverhältnis.

Erwartungsgemäß berichteten befristet Beschäftigte über weniger Freiheiten in der Ausführung ihrer Tätigkeit, weniger Möglichkeiten, ihre Fähigkeiten und Qualifikation einzubringen, und weniger Förderung von den Arbeitgebern. Entgegen den ur-



Permanenter Zeitdruck bei der Mehrheit der befragten Festangestellten: Befristete (Uhr links) und Festangestellte (Uhr rechts), die „eher oft“ und „oft oder immer“ unter Zeitdruck stehen. Befragt wurden 290 befristet Beschäftigte und 353 Festangestellte in der Ernährungsindustrie, im Einzelhandel und im Bildungswesen.

Fotos/Bearbeitung: Institut für Psychologie II

sprünglichen Annahmen berichteten unbefristet Beschäftigte jedoch über schlechteres allgemeines Befinden als befristet eingestellte KollegInnen. Gleichzeitig denken sie häufiger über Probleme bei der Arbeit nach und leiden deutlich stärker unter Zeitdruck als befristet Beschäftigte (siehe Abbildung S. 11).

Obwohl die Befristeten erwartungsgemäß über mehr Arbeitsplatzunsicherheit berichten, fürchten auch die Festangestellten um die Zukunft ihres Arbeitsplatzes und bei ihnen geht diese Angst in höherem Maße mit einer Beeinträchtigung des Befindens einher.

Als Erklärung für die Unterschiede wird der sogenannte psychologische Vertrag herangezogen. Damit werden die gegenseitigen impliziten Versprechen und Verpflichtungen in der Arbeitsbeziehung bezeichnet. Diese werden u. a. geprägt durch gegenseitige Erwartungen im Hinblick auf Arbeitsinhalte und Karriereaussichten, aber auch Aspekte der Arbeitssicherheit und Entlohnung. Da psychologische Verträge auf gegenseitigem Vertrauen begründet sind, führen Verletzungen wesentlicher Aspekte des Vertrages meist unweigerlich zu emotionalen Spannungen, nachlassendem Engagement oder gar zur (inneren) Kündigung des Arbeitsverhältnisses. Individuelle Bedeutung erfährt diese Beziehung auch in ihren Auswirkungen auf Wohlbefinden, Gesundheit und Lebensqualität von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern. In Abhängigkeit von beruflichen Vorerfahrungen, persönlichen Präferenzen und den angebotenen Rahmenbedingungen entwickelt jeder seinen ganz individuellen psychologischen Vertrag.

Festangestellte erhielten zwar mehr Versprechen vom Arbeitgeber. Sie nahmen aber gleichzeitig häufiger Verletzungen ihres psychologischen Vertrages wahr (Industrie und Einzelhandel). Ursprüngliche Erwartungen und Versprechen an Karriereaussichten und Entwicklungsmöglichkeiten werden vermehrt nicht eingehalten.

Auch in einem unbefristeten Arbeitsverhältnis sollte daher in regelmäßigen Abständen ein Abgleich der gegenseitigen Erwartungen geschehen, um eine langfristige Enttäuschung zu vermeiden und neue gemeinsame Ziele vereinbart werden.

Die befristeten Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in der Studie waren im Durchschnitt 8 Jahre jünger als die Festangestellten. Dieser Altersunterschied kann zwar nicht die Unterschiede im Befinden zwischen den Gruppen erklären. Es ist aber ein

Hinweis darauf, dass befristete Arbeitsverträge vor allem am Anfang des Berufslebens stehen und auch ein Sprungbrett in eine Daueranstellung sein können. Gegen Ende des Arbeitsverhältnisses und vor allem bei geringen Aussichten weiter beschäftigt zu werden steigt der Stress bei befristet Beschäftigten.

Im Durchschnitt lag die Vertragsdauer bei knapp zwei Jahren. Zeitarbeitnehmer (die über Agenturen an Organisationen ausgeliehen werden) sowie Beschäftigte mit sehr kurzen Verträgen wurden zumindest in Deutschland nicht befragt.

Die Ergebnisse sind daher auch nicht als ein Plädoyer für die Befristung von Arbeitsverträgen zu sehen. Es bleibt die Frage offen, welche Konsequenzen resultieren wenn sich die befristeten Arbeitsverträge aneinander reihen und immer wieder von Phasen der Erwerbslosigkeit unterbrochen sind. Die große Mehrheit der befristet Eingestellten wünscht sich für die Zukunft eine Festanstellung.

Insgesamt sprechen die Ergebnisse aus unserer Sicht dafür, dass Bemühungen der Arbeitgeber, möglichst wenig Personal einzusetzen, zu einer Intensivierung der Arbeit führen. Neben der Kompensation von Ausfällen in der Stammbesetzung (z. B. Erziehungsurlaub, Krankheit), besteht das Hauptmotiv der Arbeitgeber bei Vertragsbefristung darin, flexibel auf Auftragsspitzen und saisonale Schwankungen reagieren zu können. Es kann auch vermutet werden, dass die zusätzliche Beschäftigung von befristeten Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern oft erst dann umgesetzt wird, wenn es bereits zu einer Überlastung der Festangestellten gekommen ist.

Es gilt daher, unabhängig vom formalen Arbeitsvertrag Arbeitsbedingungen zu schaffen, die neben der Ausführbarkeit, Schädigungslosigkeit und Zumutbarkeit auch die Persönlichkeit fördern. Diese Postulate einer humanen Arbeitswelt sind keine realitätsferne Forderung aus dem wissenschaftlichen Elfenbeinturm, denn die langfristige und nachhaltige Erhaltung der Gesundheit und Leistungsfähigkeit von Mitarbeitern kommt schließlich auch der Produktivität und dem Erfolg eines Unternehmens zu Gute.

Weitere Informationen im Internet unter:
 Psychological Contracts across Employment Situations
<http://www.uv.es/~psycon>

Neue Vorlesungsreihe **Gehirn-Seele-Diskussion wird belebt**

Das Wissen über unser Gehirn wächst stetig, während es am interdisziplinären Austausch über die gewonnenen Erkenntnisse immer noch mangelt. Dem wollen die Neurowissenschaftler Professor Thomas Arendt, Professor Johannes Schwarz und Professor Horst Hummelsheim entgegenwirken. Sie riefen gemeinsam die Vorlesungsreihe „Paul-Flechsig-Lecture“ ins Leben, um die Erkenntnisse über unser Denk-Organ einem breiten Personenkreis – Wissenschaftlern aller Fachrichtungen, Ärzten, Studierenden und interessierten Leipziguern – zugänglich zu machen und gemeinsam mit ihnen konstruktiv zu diskutieren.



Paul Flechsig
 Foto: Archiv

International renommierte Wissenschaftler referieren nun einmal im Semester im Rahmen der wissenschaftlichen Vorlesungsreihe. Bei der ersten Veranstaltung am 15. Mai sprach Professor Wolfram Schultz in der Alten Handelsbörse am Naschmarkt. Der Mediziner aus der Schule des Nobelpreisträgers John Eccles und Leiter der Abteilung für Anatomie der Universität Cambridge referierte zum Thema „Gehirn, Ungewissheit und Belohnung“. Er gab damit einen spannenden Einblick in die Grundlagen neuronaler Belohnungsmechanismen.

Bei der nächsten Veranstaltung der Vortragsreihe, die zu den Aktivitäten des Profilbildenden Forschungsbereichs „Sprache, Gehirn und Kognition“ der Universität gehört und ihren Namen vom weltberühmten Neuroanatom Paul Flechsig erhielt, werden voraussichtlich Aspekte des Themas Demenz besprochen.

Sandra Hasse

Ha-ha im Garten

Der Landschaftsgarten als Teil der englischen Kultur

Von Cornelia Ehrler, Institut für Anglistik

„Hier ist's jetzt unendlich schön. Mich hat's gestern Abend, wie wir durch die Seen, Kanäle und Wäldchen schlichen, sehr gerührt, wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen.“ Verewigt in einer Inschrift, bekunden diese Worte Goethes Begeisterung über den Englischen Landschaftsgarten zu Wörlitz, erbaut im 18. Jahrhundert im Auftrag von Fürst Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau. Eine Exkursion nach Wörlitz und das Seminar von Dr. Alexandra Lambert zum „Garten in der englischen Literatur und Kultur“ verdeutlichen die Genese der englischen Gartenpassion.

Schon die biblische Menschheitsgeschichte beginnt im Paradies des Gartens Eden. Das Wort Paradies geht zurück auf den persischen Begriff „*pairidaeza*“ für Einzäunung. Ein „Paradies auf Erden“ sollte in islamischen Gärten dargestellt werden. Diese wurden im Mittelalter auch in England zum Modell für Lustgärten der Wohlhabenden. Parallel dazu galt der *hortus conclusus* in Klöstern als Ort der Sicherheit und Meditation, wurde aber auch zur Selbstverpflegung genutzt durch Obst- und Kräutergarten sowie Fischteich.

Christliche Symbolik, ausgedrückt zum Beispiel mit Rosen und Maiglöckchen, wurde in der Renaissance zunehmend überlagert. Der Garten symbolisierte nun Prestige, Reichtum und politischen Einfluss. Auch die Struktur veränderte sich. Gärten wurden symmetrisch angelegt als *knot gardens*. Sie gelten als erstes typisch englisches Merkmal in Gärten. Die niedrigen rechteckigen Blumenbeete der *knot gardens* waren mit Buchsbaum begrenzt und die Flächen zwischen Blumen mit farbigem Sand oder Kies gefüllt.

Im 17. Jahrhundert wurde die Formalität der Gartenstruktur nochmals gesteigert.

Das Vorbild war der französische Barockgarten, in dem der Palast des Besitzers in einem streng symmetrischen und meist auch strahlenförmigen Design das Zentrum des Gartens bildete. Blumenbeete wurden als Ornamente und heraldische Symbole bepflanzt, Bäume und Büsche mit *topiary* in verschiedene Tierformen geschnitten. Zusätzlich wurden italienische und niederländische Elemente wie Grotten und Wasserkanäle integriert. Neue Pflanzen kamen auch aus den Niederlanden: Die Gärtner von William III. brachten Tulpen nach England mit.

Doch schon bald galt dieser formale Stil in England als altmodisch, zumal er den katholischen Absolutismus symbolisierte. In England verbreiteten sich schnell liberale Ideen und auch die Aufklärung zeigte ihre Wirkung. So beeinflusste Rousseaus Prinzip „Zurück zur Natur“ die Entstehung des Landschaftsgartens. Die Natur mit ihrer Unregelmäßigkeit wurde jetzt als Vorbild für die Gartengestaltung gesehen. Die Grenze zwischen Garten und Natur verlief nicht mehr so offensichtlich.

Einerseits eröffneten sich entlang des bepflanzen *belt walk*, der als Hauptweg den Garten wie ein Gürtel umrundete, immer wieder freie Aussichtspunkte hinaus in die wahre Natur. Außerdem wurden Zäune als Ha-ha errichtet. Ein Ha-ha ist ein Graben mit einem versenkten Zaun, der weidende Kühe vom Eindringen in den Garten abhielt und zugleich den Blick über die weite Gartenlandschaft nicht störte. Der Name entstand vielleicht, weil Betrachter überrascht waren, auf diese Grenze zu stoßen, oder weil sie von Freunden belacht



Ein typisch englischer Landschaftsgarten: Wörlitz. Inmitten von scheinbar wahrer Natur eröffnen sich zwei künstlich angelegte Sichtachsen. Von der goldenen Urne aus entlang des Wasserkanals wird die Synagoge sichtbar, nach rechts die Kirche von Wörlitz.
Foto: Cornelia Ehrler

wurden, da sie in den Graben gefallen waren.

Doch auch der englische Landschaftsgarten ist nicht frei von ausländischen Einflüssen. Die Grand Tour durch Europa war noch immer Teil der Ausbildung junger Gentlemen. Zurück aus Italien, errichteten sie Abbilder antiker Skulpturen, Tempel und Ruinen in ihren Gärten, die freiheitlich demokratische Ideen vergangener Epochen symbolisierten. Zudem bildeten diese Konstruktionen Blickpunkte in den verschiedenen Sichtachsen, die sich dem Betrachter durch das verschlungene Wegesystem aus schmalen Pfaden und Brücken über Wasserkanäle im Garten eröffneten.

Auch der Stil des englischen Landschaftsgartens wurde von anderen Moden überholt, doch noch heute ist diese Gartenleidenschaft, ja fast schon Obsession, ein wesentlicher Teil der englischen Kultur. Denn der englische Garten richtet sich, nach Goethe, nicht nach einem Plan, sondern nach einem Gefühl.

Innovative Modelle

„Lernende Region Leipzig“ kann vorne mitspielen

Von Sophie Frieß, Lehrstuhl für Erwachsenenpädagogik

„König Fußball regiert die Welt.“ Dieses Motto galt im Juni nicht nur für Leipzig, sondern auch für die Homepage seiner Universität, auf der viele Diskussions- und Bildungsangebote zur Fußball-WM zu finden waren. „Immer am Ball bleiben“, heißt es jedoch für die Universität vor allem im Blick auf das bevorstehende Jubiläum der Alma mater 2009 und die Zukunftsplanung darüber hinaus. Als eine der wichtigsten Bildungsinstitutionen Leipzigs kann sie wesentlich dazu beitragen, dass die Region ganz vorn in der ersten Liga des Landes mitspielt.

Einen Schritt auf diesem Wege ist die Universität 2001 gegangen, als sie die Konsortialführerschaft in einem Gestaltungsprojekt des Bundesministeriums für Bildung und Forschung übernahm. Dieses Projekt führte alle relevanten Akteure der verschiedensten Bildungsbereiche im Regierungsbezirk Leipzig zusammen und verband sie zu dem Netzwerk „Lernende Region Leipzig“. Da ging es schon einmal, am 30.01.2001, um eine Vision von lebenslangem Lernen für die Bürgerinnen und Bürger hier: Fast 100 Akteure aus staatlichen und privaten Bildungseinrichtungen verschiedenster Größe und fachlicher Ausrichtung zeichneten damals gemeinsam ein Bild von Bildung und Lernen, wie sie es sich für den Juni 2006 wünschten. Seither sind fünf arbeitsreiche Jahre vergangen, in denen das Projekt 2,1 Mio. Euro in die Region gebracht und dafür verwandt hat, innovative Modelle im Bildungsbereich zu entwickeln, zu befördern, durchzuführen und zu evaluieren. Der Leiter des Lehrstuhls für Erwachsenenpädagogik, Prof. Dr. Jörg Knoll, hat die „Lernende Region Leipzig“ von Beginn an begleitet und tatkräftig unterstützt. Das war nicht immer leicht, denn der Nutzen von innovativen Bildungsangeboten liegt in schlechten wirtschaftlichen Zeiten nicht direkt auf der Hand, sondern erfordert strategisches Denken und Handeln in einem ausgewo-

genen Verhältnis von Theorie und Praxis mit Blick auf Wirtschaftsentwicklung, Beschäftigungspolitik, Trends in Forschungsbereichen, Clusterstrategien, Regionalentwicklung usw.

„Kann denn Uni das?“, haben nicht nur externe Beobachter gefragt. Eine Antwort darauf gab die Abschlusskonferenz am 21. und 22. Juni. Das Netzwerk der Kooperation und Kommunikation zwischen den Bildungsbereichen, Akteuren und Entscheidern wird weiter arbeiten – am Leipziger Institut für angewandte Weiterbildungsforschung e. V. Auch zukünftig wird es vertiefende themenspezifische Aktivitä-



ten geben, so z. B. zum Qualitätsmanagement in der Bildung, zur Bildungsberatung, zum regionalen Lernen und den „i-Punkten“, die als Agenturen zur Bildungs- und Tätigkeitsberatung für verschiedene Zielgruppen im Regierungsbezirk entwickelt und installiert wurden. Auch die Methodentrainings für Schülerinnen und Schüler sowie deren Lehrkräfte und Ausbilder u. v. a. m. werden fortgeführt.

Zur Konferenz hatten die Teilnehmenden aus Bildung, Wirtschaft, Verwaltung und Politik natürlich auch ganz formal miteinander „abgerechnet“, welche Nutzen-erwartungen aneinander und welche Realisierungen es gab und gibt. Dabei ist nicht jedes der geplanten Vorhaben aufgegan-

gen. Sicherlich haben veränderte Rahmenbedingungen und Gesetze im Bildungsbereich Zeit gekostet, aber auch die Möglichkeit gegeben, miteinander in Problemlösungsprozessen zu wachsen und genau zu erfahren, was der andere kann und will. Im Wechsel von erfreulichen Siegen und lehrreichen Niederlagen ist ein gutes und erprobtes Polster an Erfahrungen entstanden.

Gleichzeitig ist ein „Startschuss“ gefallen, neue Projekte in der Bildung anzugehen und bisherige weiterzuführen und zu vertiefen. Dabei besteht die Möglichkeit, von den rund 70 anderen „Lernenden Regionen“ in Deutschland zu lernen, wobei sich insgesamt nur eine reichliche Handvoll Universitäten und Hochschulen „getraut“ haben, ein solch komplexes Vorhaben anzugehen und umzusetzen, so dass die Leipziger Ergebnisse deutschlandweit beachtet und anerkannt werden.

Es wird daher im Netzwerkbüro und an der Professur für Erwachsenenpädagogik mit Freude registriert, oft von Erfahrungen, Erfolgen und Problemen in der ganzen Bundesrepublik berichten zu können. Bei der Fülle interessanter Arbeitskontakte könnte allerdings übersehen werden,

dass noch nicht jeder Bereich der Universität von der interessanten Herausforderung „Lernende Region“ erfahren hat oder sich einbringen konnte, bzw. Entwicklungen und Dienstleistungen nachnutzen wird. Deshalb nimmt das Leipziger Institut für angewandte Weiterbildungsforschung Anfragen und Ideen entgegen. Die öffentliche Förderung der „Lernenden Region Leipzig“ mag am 31. Juli enden – doch nach dem Spiel ist für die beteiligten Akteure vor dem Spiel.

Weitere Informationen und Kontaktdaten im Internet:
www.weiterbildungsforschung.de
www.leipzig-lernt.de

Fundamentalismus und Toleranz

Ein aktuelles Thema für Theologie und Kirche

Von Prof. Dr. Klaus Fitschen, Institut für Kirchengeschichte

Fundamentalisten – das sind immer die anderen. Verdächtigt werden meistens Strömungen im nordamerikanischen Protestantismus und bestimmte Segmente des Islams. Bei näherem Hinsehen aber zeigt sich, dass sich fundamentalistische Einstellungen vereinzelt auch unter evangelischen Christen in Deutschland bemerkbar machen. Der Fundamentalismus ist kein prägendes, aber ein das Selbstverständnis des Protestantismus irritierendes Phänomen, zumal er gern auch von Nicht-Fundamentalisten als legitime Reaktion auf den angeblichen Verlust der Fundamente des Protestantismus angesehen wird.

Notwendig allerdings ist es, den Fundamentalismus-Begriff zu definieren und also einzugrenzen, da gelegentlich schon jede Form dezidiert christlicher Argumentation als fundamentalistisch abqualifiziert worden ist. Eine Definition im Bereich des Protestantismus kann mit guten Gründen darauf zurückgreifen, dass es sich ursprünglich um eine Selbstbezeichnung bestimmter Gruppen in Nordamerika han-

delt. Sie ist seit 1920 nachweisbar und gründet sich auf die Festlegung einiger „fundamentals“ des christlichen Glaubens, in deren Mittelpunkt die Annahme steht, der Text der Bibel sei wortwörtlich von Gott eingegeben. Eine der bekanntesten Folgen dieser Auffassung ist der Kreationismus, also die Ablehnung der Evolutionslehre aufgrund der biblischen Schöpfungsgeschichte. Der Fundamentalismus ist demnach eine Reaktion auf die Moderne und der Versuch einer Immunisierung gegen die Infragestellung des überkommenen Weltbildes. Da es für ihn nur eine Wahrheit und ansonsten nur Unwahrheit gibt, ist er geradezu zwangsläufig intolerant.

Sowenig aber der Fundamentalismus das prägende Merkmal des Christentums ist, sowenig ist es die Toleranz: Das Christentum stand in seiner Haltung zur Toleranz immer in einer Wechselwirkung zu anderen Faktoren von Kultur, Politik und Gesellschaft. Wie bei allen Religionen lässt sich seine Haltung zur Toleranz nicht an seinen als autoritativ erachteten Texten (der Bibel also) ablesen, sondern nur daran, inwieweit seine Vertreter konkret für Toleranz eintraten. In der europäischen Geschichte geschah dies meistens da, wo sich eine christliche Konfession gegenüber einer anderen in der Minderheit befand und sich mit liberalen und demokratischen Kräften verbündete, so etwa in Italien oder Frankreich. Toleranz war demnach lange primär eine Frage des Verhältnisses der christlichen Konfessionen zueinander und natürlich auch eine Frage des Verhältnisses des Christentums zum Judentum.

Mit dem zunehmenden Pluralismus der Weltanschauungen und Lebensentwürfe gewann das Thema Toleranz eine neue Dimension, vor allem seit den 1960er Jahren. Die ökumenische Bewegung und die Entstehung eines linksprotestantischen Teilmilieus in Westdeutschland trugen dazu bei, dass Toleranz gegenüber Neuem und Fremdem als eine Aufgabe innerhalb des Protestantismus angesehen wurde. Allerdings führte genau dieser Modernisierungsschub zur Formierung einer Gegenbewegung, die Elemente des Fundamentalismus in sich aufnahm und nicht zuletzt unter Jugendlichen Anhänger fand. In den evangelischen Kirchen in der DDR lassen sich ähnliche Ansätze in den 80er Jahren beobachten, hier aber als Reaktion auf den Zugriff der totalitären Staatsideologie.

Was aber ist Toleranz? Vor 200 Jahren war dies die Duldung von Minderheiten, wie sie etwa den Protestanten in Österreich unter Kaiser Joseph II. zuteil wurde. Toleranz war in jedem Falle ein Politikum. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert, wenn sich auch die Toleranzvorstellungen geändert haben. Religiöse Toleranz im modernen Sinne beinhaltet ein möglichst hohes Maß an Freiheit und Entfaltungsmöglichkeiten für alle Religionsgemeinschaften. Für die Kirchen und andere Religionsgemeinschaften stellt sich damit die Frage, wie sie selbst Toleranz fördern, also ihre Aufgabe in der Zivilgesellschaft wahrnehmen können, deren Merkmal auch die Konkurrenz unterschiedlicher Wahrheitsansprüche ist. Ob unter dieser Aufgabenstellung Toleranz gegenüber dem Fundamentalismus in den eigenen Reihen möglich ist, ist zumindest fraglich.

„Christlicher Glaube zwischen Fundamentalismus und Toleranz“ war das Thema der „Theologischen Tage“, die am 27. und 28. Juni im Saal des Schulmuseums stattfanden. Veranstalter war die Theologische Fakultät; die Zielgruppe waren Studierende, Lehrende und Ehemalige. Das Thema verdankte sich einer Anregung des Leipziger Superintendenten Martin Henker. Auf Vorträge aus den Fachgebieten Religionssoziologie, Kirchengeschichte, Altes Testament, Systematische Theologie und Religionspädagogik folgten durchaus kontroverse Diskussionen, die vor allem die Abgrenzung des Fundamentalismus gegenüber anderen Ausdrucksformen christlicher Frömmigkeit betrafen.



Allegorie auf das Toleranzpatent Josephs II. vom 13. Oktober 1781. Aquarell, 1785 (Historisches Museum der Stadt Wien). Foto: © Wien Museum



Am Netz aktiv: Teilnehmerinnen des ersten reinen Trainerinnenkurses, in der Mitte Krishanthi Jayawardena aus Sri Lanka. Foto: Andreas Einbock

Wenn Trainerinnen trainiert werden

Erstmalig Ausbilder-Lehrgang nur für Frauen

Von Bettina Friedrich

Die Ernst-Grube-Halle auf dem Sport-Campus der Universität: Elf dunkelhäutige Frauen in bunten Trikots stehen auf dem Spielfeld und hören konzentriert ihrem Trainer zu. Mit sächsischem Akzent erklärt der ehemalige Volleyball-Weltmeister Rudi Schumann seinen Spielerinnen an einer kleinen Tafel Schwierigkeiten und Fehlerquellen. Nichts Besonderes für einen Trainer, mag man meinen, aber Schumanns Zöglinge verstehen ihren Coach nicht. Sie warten auf die englische Übersetzung von Dolmetscher Thomas Naumann.

Die Sportlerinnen sind Teilnehmer eines fünfmonatigen internationalen Weiterbildungskurses für Sportlehrer und Trainer aus Afrika, Asien und Lateinamerika, den die Universität Leipzig zweimal jährlich durchführt. Dabei gibt es verschiedene Lehrgänge, in denen unterschiedliche Sportarten mit wechselnden Fremdsprachen angeboten werden. Neben Englisch sind das Französisch, Spanisch, Arabisch und Russisch. Dr. Axel Feldmann, der Leiter des Bereichs „Internationale Beziehun-

gen“ an der Sportwissenschaftlichen Fakultät, ist stolz: „Mit dieser sportlichen und sprachlichen Vielfalt und mit einer Dauer von fünf Monaten ist unser Angebot in Deutschland einmalig.“ Der erste Internationale Trainerkurs fand 1964 an der Deutschen Hochschule für Körperkultur und Sport statt. Bis 1990 nahmen 1 400 Teilnehmer aus 70 Ländern an den Kursen teil, darunter der heutige Präsident des Nationalen Olympischen Komitees Südafrikas, Sam Ramsamy, und der langjährige Präsident des Internationalen Handballverbands, Dr. Mustapha Hassan aus Ägypten. Mit der Wende wurde das Programm unterbrochen, aber schon 1991 mit finanzieller Hilfe durch das Auswärtige Amt wieder eingeführt. Seitdem konnte die Fakultät 1 530 Trainer aus 110 Ländern weiterbilden.

Etwas Besonderes innerhalb des derzeit laufenden Trainerkurses ist die Volleyballgruppe, deren Unterricht im März begann. Denn dieser Lehrgang wurde erstmalig nur für Frauen konzipiert. Bewerbungen kamen aus der ganzen Welt, ausgewählt wur-

den Frauen aus Sri Lanka, Nepal, Tansania, Botswana, Ghana, Uganda und aus dem Sudan.

Zurück in die Grube-Halle. Die kurze Theorieeinlage von Rudi Schumann ist zu Ende, das Training geht weiter. Bälle fliegen über dem Netz hin und her, knallen zu Boden. Die Atmosphäre ist konzentriert, aber gelöst, man hört Gelächter und Freudenschreie. Eine der Spielerinnen ist Krishanthi Jayawardena, eine 32-jährige Trainerin aus dem Sportministerium von Sri Lanka. Der Ball fliegt hart aus dem gegnerischen Feld. Krishanthi nimmt ihn mit durchgestreckten Armen an und baggert ihn zu ihrer Partnerin. Die pritscht ihn mit den Fingerspitzen wieder nach oben und bereitet damit den Angriffsschlag vor. Krishanthi springt und schmettert den Ball zurück. Doch der verfängt sich im Netz – Fehlpunkt. Rudi Schumann schaltet sich ein und gibt strategische Hinweise, Thomas Naumann übersetzt.

Im Spielerischen haben die Frauen noch Nachholbedarf. Der Trainer: „Eigentlich vermitteln wir keine Grundlagen, sondern Kenntnisse in den Methoden, wie man Sport lehrt. Diese reine Frauengruppe ist aber im Spiel noch relativ schwach. Da muss auch noch Handwerk gelehrt werden.“ Neben der Praxis darf auch die Theorie als wichtiger Bestandteil des Konzepts der Trainerkurse nicht fehlen. Nach den 90 Minuten Sport folgen jeweils ein bis zwei Vorlesungen in Trainingswissenschaft, Sportpsychologie, Sportpädagogik und Sportmedizin.

Teilnehmerin Krishanthi Jayawardena ist verheiratet und hat zwei Kinder, mit denen sie fast täglich telefoniert. „Das Training in Leipzig ist sehr gut. Meine ganze Familie und besonders mein Mann sind stolz, dass ich hier teilnehmen kann.“ Die Sportlerinnen leben in einem Studenten-Wohnheim in unmittelbarer Nähe zum Campus. „Wir sind gute Freunde geworden, obwohl wir aus allen Ecken der Erde kommen“, erzählt Mary Davis Kisisile, eine 40-jährige Sportlehrerin aus Tansania.

Zum Ende der Praxisstunde werden die Bälle eingesammelt und das Netz weggeräumt. Beeilung ist angesagt. Denn am Spielfeldrand warten schon die nächsten Trainer auf ihr Training: Fußballlehrer aus Russland.

Von Arianta bis Zander

Die neue Zoologische Lehr- und Studiensammlung

Von Christiane Straubel

Wer weiß schon genau, wie ein Wombat aussieht? Was ist ein Rüssel-Springer? Wie viele Zähne hat ein Elefant?

Die Antworten finden Studenten in der neu eingerichteten Zoologischen Lehrsammlung der Universität Leipzig.

Rückblick: Stöberte ein einzelner verirrter Student mal in den sonst unter Verschluss gehaltenen Beständen der Zoologie auf dem Dachboden, so stieß er auf eine Vielzahl von Dermoplastiken, Skeletten und Alkoholpräparaten. Darunter befinden sich über 100 Jahre alte Tierpräparate, die von Forschungsfahrten aus Afrika, Asien und Australien mitgebracht und von berühmten Tierpräparatoren lebensecht nachgebildet wurden. Zu Beginn des 19. Jh. war die universitäre Sammlung in Leipzig mit 80.000 Objekten eine der bedeutendsten Sammlungen in Deutschland mit vielen Raritäten.

Dies wurde jedoch nicht immer geschätzt. Mitte der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte man keinen Sinn für die zahlreichen, Raum einnehmenden und in der Erhaltung aufwendigen Sammlungsobjekte. So wurde ein Großteil der Sammlung aufgelöst und an die Naturkundemuseen Leipzig, Dresden und Berlin, abgegeben. Trotzdem ist die verbliebene Sammlung mit 2500 Objekten aber immer noch beachtenswert. Allerdings beim Anblick der verbliebenen wertvollen, jedoch über die Jahrzehnte z. T. eingestaubten und verschmutzten Präparate, blutete manch einem das Herz.

Umso mehr überraschte es, als im März 2005 bekannt gegeben wurde, dass die Zoologische Sammlung zu neuem Leben erweckt werden sollte.

20 Studenten aus dem 4. bis 8. Semester fassten sofort mit an, um die neue Zoologische Lehr- und Studiensammlung zu gestalten. Nach Auswahl der zoologisch interessantesten Präparate entstaubten Studenten Vögel, schrubbten Schädel, lackierten die verblichenen Standfüße der Objekte bis alles schließlich in den Vitrinen angeordnet und zur Schau gestellt werden konnte. Doch plötzlich sollte die Studien-



Ein Blick in die neue Zoologische Lehr- und Studiensammlung.

Foto: Armin Kühne

sammlung zur feierlichen Eröffnung des rekonstruierten Gebäudes zwei Monate früher als geplant fertig gestellt werden. Nun wurden die Tiere im Akkord und bis auf den letzten Drücker restauriert. Nicht selten waren die Studenten mehrmals die Woche bis in die Abendstunden in der Sammlung beschäftigt. Und mit Erfolg! Alles wurde rechtzeitig fertig!

In der neuen Studiensammlung sind in einer Abteilung Säuger, Vögel, Amphibien, Reptilien und Fische sowie Insekten und Schnecken der einheimischen Fauna ausgestellt. Davon getrennt befinden sich in einem zweiten Raum Repräsentanten der systematischen Gruppen des Tierreiches. Beginnend mit den „niederen Tieren“, wie den Schwämmen und Nesseltieren, geht der Student an den Schnecken und Mu-

scheln vorbei. Anschließend folgen Vitrinen mit Krebsen, eindrucksvollen Exemplaren exotischer Insekten und Spinnentieren. Weiterhin sind diverse Tierpräparate der Fisch- und Herpetofauna ausgestellt. Blickpunkt des Raumes bilden die großen Standvitrinen mit vielen exotischen Vögeln wie z. B. Nandu und Kolibris. Am Ende finden sich Raritäten der Säugetiere wie Schnabeltier, Zweifingerfaultier, Schuppentiere, u. v. m. Doch die Sammlung bietet nicht nur einen sehr informativen Rundgang, hier finden Dozenten Anschauungsmaterial für Lehrveranstaltungen und Studenten Unterstützung bei der Prüfungsvorbereitung. Jeder, der die Sammlung besucht hat, kennt die Tiere von Arianta (Lauschnecken) bis Zander und weiß dann wie ein Wombat aussieht.

Späte Studienjahre

Jüngere und ältere Hochschüler lernen miteinander und übereinander

Von Franziska Kühne



Abgucken erlaubt: Senior Fritz Leistner und Jungstudentin Romy Holzmann studieren gemeinsam Geschichte.

Foto: Dietmar Fischer

Lautes Stimmengewirr dringt Freitagmorgen aus dem Hörsaal des Geschwister-Scholl-Hauses. Vor den Ereignissen der römischen Kaiserzeit wirbeln aktuelle gesellschaftliche Debatten durch den Raum: Vom Aussterben der Männer ist die Rede, von Fußball-Aphroditen und Nacktkämpfern. Aber auch mit den Vorschlägen zur Unterbringung des Karl-Marx-Reliefs setzen sich die Studierenden auseinander. Eine Kommilitonin in der zweiten Reihe schüttelt den Kopf: „Haben die denn gar nichts aus der Diktatur gelernt?“ Ihre Stimme klingt gedrückt. Die Hochschülerin ist 80 Jahre alt und erlebte einen Krieg und zwei Diktaturen.

Ingeburg Faust ist eine von ungefähr 500 Seniorenstudierenden, die sich für eine Weiterbildung an der Universität Leipzig entschlossen haben. Bereits seit dem Wintersemester 1993/94 wird älteren Menschen ab 50 Jahren die Möglichkeit eingeräumt, als Gasthörer in den Fachrichtungen ihrer Wahl am regulären Studienbetrieb teilzunehmen. Die Universität initiierte dieses Angebot als erste Hochschule in Sachsen und kam damit dem Bedürfnis der Senioren nach lebenslangem Lernen entgegen. Inzwischen gibt es zudem einen Verein zur Förderung des Seniorenstudiums (s. a. Interview). In dessen Beirat sitzt Prof. Dr. Manfred Rudersdorf, der den Lehrstuhl

für Geschichte der Frühen Neuzeit inne hat. Er wirkte bereits an zahlreichen Veranstaltungen zur Weiterbildung in Tübingen, Osnabrück und Leipzig mit und kennt die Interessen der älteren Studenten: „Viele Senioren haben nach der Wende einen großen Nachholbedarf, die Fächer zu studieren, die sie in ihrer Jugend nicht studieren durften. Andere verfolgen im Seniorenstudium ihr Hobby – das Interesse an der Geschichte. Beide Richtungen verbinden sich im Konzept des lebenslangen Lernens.“

Die Gelegenheit, auch im Alter Studentin zu sein, nutzt Ingeburg Faust nun schon seit 13 Jahren. Über eine Zeitungsanzeige ist

die ehemalige Volksschullehrerin auf das Studium aufmerksam geworden und hat regelmäßig Vorlesungen zur Germanistik, Geschichte, Philosophie und Musikwissenschaft besucht. In diesem Semester steht die Politik der römischen Kaiserzeit bei Professor Dr. Reinhold Scholl auf ihrem Plan. Der Dozent ist über seine älteren Zuhörer besonders erfreut: „Die Seniorenstudenten zeichnen sich dadurch aus, dass sie aus reinem Interesse an den Veranstaltungen teilnehmen. Außerdem besitzen sie, auch aufgrund ihres Lebensalters, eine größere Allgemeinbildung, die für ein Geschichtsstudium hilfreich beziehungsweise notwendig ist. Ihr Interesse an politischen Fragen, auch tagesaktueller Politik, ist viel größer.“

Befürchtungen, die Anforderungen nicht zu schaffen, haben die Senioren nicht. Da sie keine Studienordnung erfüllen müssen, darf jeder Art und Anzahl der Veranstaltungen selbst festlegen. Besonders beliebt sind dabei Geisteswissenschaften, vor allem Geschichte, Germanistik, Philosophie und Psychologie. In diese Fächer zieht es vor allem Frauen – die im übrigen in der Mehrheit sind: Zwei Drittel der Seniorenstudierenden sind weiblich. Männer hingegen besuchen oft auch naturwissenschaftliche Veranstaltungen.

Die meisten Gasthörer sind im Ruhestand oder mussten frühzeitig aus dem Arbeitsprozess ausscheiden und beschäftigen sich nun mit bisher vernachlässigten Interessen. Rentner Fritz Leistner reist jede Woche aus Borna an, um an der Uni Kulturstudien zu betreiben: „Da ich zum Urlaub gern nach Spanien und Kuba reise, nehme ich an der Vorlesung zur Geschichte Spaniens und Portugals teil“. Aber auch die Ereignisse in der DDR interessieren ihn. Dass die meisten Studiengenossen im Alter seiner Enkel sind, stört Fritz Leistner nicht. Auch die junge Geschichtsstudentin Romy Holzmann hat sich an den Anblick der grauhaarigen Zuhörer längst gewöhnt: „Ich sitze in vielen Vorlesungen mit Senioren zusammen, finde das nicht mehr ungewöhnlich.“ Schwierigkeiten habe sie mit den älteren Kommilitonen noch nie gehabt, im Gegenteil.

Anderes kann Prof. Dr. Wolfgang Fach berichten, der in seinen Veranstaltungen zur Politikwissenschaft schon häufig erhitzte Gemüter erlebte: „Das Problem mit den Senioren ist, dass sie manchmal alles besser wissen und dafür kein anderes Argument haben als ihr Alter – das als Erfahrung verkauft wird. Wenn alles auf Erfah-

Förderverein engagiert sich für Seniorenstudium

Wissen vermehren, Kontakte knüpfen

Seit einem Jahr gibt es den Verein zur Förderung des Seniorenstudiums an der Universität Leipzig. Er wendet sich an alle Seniorenstudierenden und versteht sich als deren Interessenvertretung. Den Vorsitz führt der Betriebswirt Volkmar Gimpel. Der 77-jährige Rentner ist seit 1999 selbst Seniorenstudent.



Volkmar Gimpel

Wer sind die Mitglieder des Vereins?

Der Förderverein hat inzwischen 40 Mitglieder, von denen die meisten Seniorenstudierende sind. Mitglied kann aber jede natürliche oder juristische Person werden, die die Satzung anerkennt. Wir freuen uns, dass auch Prorektorin Prof. Dr. Charlotte Schubert dem Verein beigetreten ist. Grundsätzlich sind wir der Universitätsleitung dankbar, dass sie das Seniorenstudium als attraktive Form der wissenschaftlichen Weiterbildung für Ältere ermöglicht.

Welche Projekte verfolgt der Förderverein?

Um die geplanten Ziele zu realisieren, arbeiten wir eng mit dem Bereich Wissenschaftliche Weiterbildung und Fernstudium zusammen und unterbreiten Vorschläge zu Inhalt und Organisation des Seniorenstudiums. Wir richten zahlreiche studienergänzende Veranstaltungen und spezielle Vorträge aus. In diesem Semester gab es unter anderen Führungen im Bundesverwaltungsgericht und im Musikinstrumentenmuseum, die außerordentlich hohen Zuspruch fanden. Zudem stehen wir im Erfahrungsaustausch mit Seniorenstudierenden anderer Hochschulen im In- und Ausland. Dazu gehört auch die Verbindung zur Europäische Vereinigung älterer Studierender an den Universitäten. Ein wichtiges Anliegen ist es, die Universität zu unterstützen, indem wir Senioren für ehrenamtliche Arbeiten gewin-

nen. So haben im November 2005 rund 20 Kommilitonen stundenweise als Aufsichtskräfte in der Sonderausstellung „150 Jahre Rektorkette“ der Kustodie gearbeitet. Außerdem wollen wir bei der Vorbereitung und Durchführung der Jubiläumsfeier im Jahr 2009 helfen.

Wieso entscheiden sich ältere Menschen für ein Studium?

Viele beginnen damit bei Erreichen des Rentenalters oder bei Übergang in die Altersteilzeit. Aber auch Jüngere ab 50 Jahren, die arbeitslos oder erwerbsunfähig geworden sind, interessieren sich für ein Seniorenstudium. Schließlich ist es wissenschaftlich belegt, dass aktive geistige Betätigung die Gesundheit fördert. Die älteste Studentin ist 91 Jahre alt und nimmt aufmerksam und rege an den Lehrveranstaltungen teil. Zudem ist die Universität eine alternative Begegnungsstätte, durch die man Kontakt zu Gleichaltrigen und Jüngeren erhält.

Sind Sie bei Ihrer Arbeit oder Ihrem Studium auf den viel beschworenen Generationenkonflikt gestoßen?

Von einem Generationenkonflikt kann an der Universität Leipzig keine Rede sein. Das Leipziger Seniorenstudium steht seit seinem Beginn im Wintersemester 1993/94 unter dem Motto „Alt und Jung studieren gemeinsam“. Damit das nicht nur auf dem Papier steht, ist Verständnis von beiden Seiten erforderlich. Ich selbst erlebe die jungen Studenten höflich, freundlich und mit Ernst bei der Sache. Aber wir sagen den Seniorenstudierenden, dass die Hochschüler die Hausherrn sind, die sich an der Universität auf ihren künftigen Beruf vorbereiten. Wir Senioren dagegen sind Gäste, die sich rücksichtsvoll verhalten sollten.

Interview: Franziska Kühne



Am Rande

Als in der Redaktionskonferenz angesprochen wurde, wer die Rubrik „Am Rande“ zum Schwerpunktthema dieses Heftes, dem Altern, übernehmen sollte, richteten sich alle Augenpaare (die des Rektors waren auch dabei) auf mich. Womit hatte ich das verdient? Ganz einfach: mit meinem Alter. Die Träger der Augenpaare waren davon ausgegangen, dass ich in Bezug auf das Altern die längste Erfahrung, größte Kompetenz, vielleicht sogar Exzellenz, in jedem Falle Schlüsselqualifikation besaß.

So will ich mich denn meines Alters würdig erweisen. Allerdings im Sinne Goethes: „Wenn man älter wird, muss man mit Bewusstsein auf einer gewissen Stufe stehen bleiben“. Was heißt das in meinem Falle?

Endlich einmal von Innehalten und Maßhalten reden zu dürfen und nicht von fortwährender Grenzüberschreitung? Sich zu trauen zu sagen: Wir haben das früher so gemacht? Danach zu fragen, ob das Neuere auch das Bessere ist? Einfach auf die Strahlkraft von Qualität zu vertrauen und jedem Entwicklungskonzept aus dem Geist der PR die kalte Schulter zu zeigen? Beim Erscheinen des neuesten Rankings die aufkommende Enttäuschung als glückliches Ende von Selbst-Täuschung zu begreifen? Einfach die Löschtaste drücken zu können, wenn einem innerhalb von 14 Tagen die dritte Uni-Studie zur Schlechtigkeit in unserer Gesellschaft aufs Fax gelegt wird? Den Studierenden zuzurufen: Wer jung altert, hat mehr vom Alter!? Solche schönen Begriffe wie Brainstorming, Friend-raising oder Public Affairs in den Sprachpapierkorb zu entsorgen?

Natürlich erschauert man als Pressesprecher schon beim Niederschreiben solchen Frevels, und erschauert noch einmal bei dem Gedanken, dass dies auch gelesen wird. Aber solche abwegigen Gedanken stellen sich halt ein, wenn man sich auf Überlegungen großer alter Männer, noch dazu Literaten, einlässt.

Geneigter Leser, bedenke zudem, dass diese Zeilen „am Rande“ geschrieben wurden, am Rande eines langen Berufslebens, genauer gesagt: an seinem Ende. Im Alter eben, und über das heißt es ja auch: Alter schützt vor Torheit nicht.

Volker Schulte



Reges Interesse an der DDR-Geschichte: In der Pause diskutieren die wissbegierigen Seniorenstudenten mit Prof. Dr. Günther Heydemann. Foto: Dietmar Fischer

rung ankommt und diese mit dem Alter zunimmt, dann entsteht eben eine Hierarchie des Wissens und jugendliche Argumente haben keine Chance – sie gelten schlicht als unreif.“ Professor Fach grenzt ein, dass sich seine Erlebnisse besonders auf Diskussionen um Moralfragen beziehen und diese Unstimmigkeiten daher wohl eher die Ausnahme sind.

Ohnehin besuchen die Seniorenstudierenden seltener Seminare als Vorlesungen. Das entspricht auch einer Anregung von Dr. Monika Sosna. Vor dem Hintergrund der baubedingten Zwischenlösungen sagt die Leiterin des Sachgebiets Wissenschaftliche Weiterbildung und Fernstudium: „Das Interim bringt gegenwärtig für alle Beteiligten einige Erschwernisse. Vor allem bei überfüllten Seminaren empfehlen wir den Seniorenstudierenden, auf die Teilnahme zugunsten der jungen Studierenden zu verzichten.“

Stattdessen finden sich viele Gasthörer in Arbeitsgruppen zusammen und recherchieren und schreiben zu verschiedenen Gebieten. Eberhard Seifert arbeitete als Techniker, bevor er mit 59 Jahren zum Seniorenstudium kam. Nun gehört sein Interesse der Geschichte und ganz besonders der Universitätsgeschichte. Zusammen mit vier Kommilitonen erarbeitet er bis zum Jubiläumsjahr 2009 die markanten Höhepunkte der Hochschul-Vergangenheit, die in einer Internetpräsentation veröffentlicht werden. Der Seniorenstudent nennt den Spaß an der Arbeit und das Bedürfnis, sich zu beschäftigen, als Gründe für seine Tätigkeit.

Ebenso eifrig recherchieren die Teilnehmer der Arbeitsgruppe Stadtgeschichte an ihren Themen, die im Dezember 2015 zur Jubiläumsfeier der Stadt (1000 Jahre Ersterwähnung der Stadt Leipzig) ausgestellt werden sollen. Dafür betreiben sie eigenständige Quellenstudien und intensive Recherchen – Fähigkeiten, die gerade Erstsemestern oft fehlen und von den Älteren gelehrt werden könnten. Mit dabei: Dr. Hans-Dieter Daniel, früher selbst Dozent, jetzt Seniorenstudent. Die jüngeren Studierenden hat er also aus zwei Perspektiven kennen gelernt. „Sie sind unreif, unfertig und vorlaut – genau wie wir es früher gewesen sind. Aber die Studenten haben auch Achtung und Respekt vor den älteren Mitmenschen.“

Zur Teilnahme am Seniorenstudium bedarf es der Einschreibung als Gasthörer an der Universität. Zugelassen wird jede ältere Person, die aufgrund ihrer Bildung oder ihrer beruflichen Entwicklung und Lebenserfahrung in der Lage ist, an einer wissenschaftlichen Weiterbildung teilzunehmen. Das Abitur wird nicht vorausgesetzt. Die Gebühr beträgt pro Semester 40 Euro. Alle notwendigen Antragsformulare und der Studienführer sind erhältlich beim Sachgebiet Wissenschaftliche Weiterbildung und Fernstudium der Universität Leipzig. Weitere Informationen im Internet: www.uni-leipzig.de/~agintern/vfs www.uni-leipzig.de/fernstud/gastsen.htm

Die Silversurfer

Senioren im Internet

Von Kornelia Tröschel

Ein Computer mit Internetanschluss. Sicherlich keine Seltenheit mehr. Wer sitzt davor und surft im Netz? Natürlich ein junger Mensch zwischen 16 und 30, in seinen aktiven Jahren. Soweit die landläufige Vorstellung. Doch es gibt noch eine andere Altersgruppe, die zunehmend das Internet für sich entdeckt: die „Generation 60 plus“. Immer mehr ältere Menschen trauen sich, mit Computer und Internet zu arbeiten und sie für ihre Interessen zu nutzen. Ein solcher „Silversurfer“, wie er in der Regel mit Bezug auf das graue Haar in der Fachliteratur genannt wird, ist auch Eberhard Pulst, heute 80 Jahre alt. Er hat seinen ersten Computer vor acht Jahren von seinem Sohn bekommen, nachdem er nach einer Operation in Beweglichkeit und Freizeitgestaltung stark eingeschränkt war. Langsam hat er sich mit dem Computer vertraut gemacht. „Weglaufen konnte ich ja nicht, da hab ich mir gesagt: jetzt ran! Ich habe dann gemerkt, dass nicht alles sofort kaputt geht, wenn man irgendwas drückt. Jetzt habe ich mich so reingefunden, dass ich viele verschiedene Sachen machen kann.“ Mittlerweile surft er täglich im Internet und ist sehr begeistert davon: „Das Geniale am Internet ist: ich stelle den Computer an und schon kommt mir alles nur so entgegen. Ich kann mir meinen Alltag jetzt gar nicht mehr ohne Internet vorstellen.“

Eberhard Pulst ist kein Einzelfall, auch wenn es bisher im Vergleich zur jüngeren Generation nur wenige Menschen über 60 Jahren gibt, die das Internet nutzen. Dies musste auch Christian Neubert feststellen, der für seine Magisterarbeit über die Internetnutzung älterer Menschen nach Interviewpartnern für eine qualitative Unter-

suchung suchte. „Ich dachte eigentlich, so schwierig wird es nicht sein, aber es war dann doch nicht so einfach, ältere Internetnutzer für eine Befragung zu finden“, sagt der Absolvent der Kommunikations- und Medienwissenschaft.

Schließlich fand er dann aber neun der ungefähr vier Millionen über 60 Jahre alten Onliner und befragte sie u. a.

zu ihren Motiven für die Internetnutzung und

zu den Hemmnissen der Internetnut-

zung für ältere

Mens-

chen. Er stellte

fest, dass in traditio-

nellern Massenmedien wie

Fernsehen und

Zeitung zunehmend auf Internetseiten hingewiesen wird. Dadurch wird das Verlangen verstärkt, sich mit dem Internet auseinander zu setzen. Dies ist weniger problematisch, wenn man sich wie die befragten Senioren Grundkenntnisse in der Arbeit mit dem Computer bereits im Berufsleben angeeignet hat. Vielen älteren Menschen fehlen diese Kenntnisse jedoch, was zu einer großen Scheu vor der Computertechnik führt. Auch für Eberhard Pulst ist das nichts Neues: „Man braucht Mut und Fleiß, damit man das alles versteht.“

Doch nicht nur die Unerfahrenheit im Umgang mit der Technik wirkt sich hemmend auf die Internetnutzung durch ältere Menschen aus. Auch die Informationsfülle im Internet führt zu Unbehagen und dem Gefühl, diesem Medium nicht gewachsen zu sein. Weitere Hürden sind die mangelnde Benutzerfreundlichkeit von Soft-

und Hardware, die Sorge vor Hackern und Datenmissbrauch sowie die englischen Bezeichnungen, die viele Senioren nicht verstehen, da sie nur über sehr wenige oder keine Fremdsprachenkenntnisse verfügen. Zudem sind ältere Menschen nicht mehr so aufnahmefähig. All dies führt zu einem hohen Offliner-Anteil in dieser Altersgruppe.



Spezielle

Kurse von der Volkshochschule oder anderen Bildungsanbietern sind ein erster Schritt, den technikunerfahrenen Senioren die Scheu vor Computer und Internet zu nehmen. Doch es muss noch Einiges an Überzeugungsarbeit für die zukünftigen Onliner geleistet werden, findet Christian Neubert: „Der älteren Generation sollte noch stärker als bisher verdeutlicht werden, welche Hilfe das Internet im Alltag bieten kann, ob es nun zur Informationssuche, zur Kommunikation oder einfach nur zur Unterhaltung eingesetzt wird. Besonders wichtig ist dabei die gesellschaftliche Akzeptanz, denn solange die ‚Silversurfer‘ bei großen Bevölkerungsteilen, auch gerade bei älteren Menschen, Verwunderung auslösen, besteht noch großer Aufklärungsbedarf.“

Foto: Dietmar Fischer

Schmerzhafte Reformen

Senioren sind weniger zufrieden mit der Gesundheitsversorgung

Von Dr. Marion Michel, Selbständige Abteilung Sozialmedizin

Eine hohe mittlere und ferne Lebenserwartung der Bevölkerung ist ein Qualitätssiegel einer Gesellschaft. Allgemeiner Lebensstandard sowie Fortschritte der medizinischen Wissenschaft führten dazu, dass in allen Industrienationen die Lebenserwartung ein sehr hohes Niveau erreicht hat. Die zunehmende Lebensspanne bedeutet jedoch nicht automatisch, dass die Anzahl der Jahre steigt, in denen ein Mensch auf umfassende medizinische Hilfe angewiesen ist. Während noch vor 30 Jahren Hochaltrigkeit bei etwa 70 Jahren angesetzt wurde, spricht man heute von Hochaltrigkeit ab dem 80./85. Lebensjahr. Krankheit und Pflegebedürftigkeit verschieben sich in höhere Altersgruppen und der Anteil der älteren Menschen steigt, die nach Ausscheiden aus dem Erwerbsleben noch eine längere Lebensspanne in guter Gesundheit verbringen.

Ab dem mittleren Lebensalter wächst aber auch der Anteil von Menschen mit chronischen Erkrankungen und bleibenden gesundheitlichen Einschränkungen. So sind 6,7% der 45- bis unter 55-jährigen, 17,6% der 65- bis unter 70-jährigen und 28,3% der über 75-jährigen Bevölkerung schwerbehindert (Stand 31. 12. 2003, Statistisches Bundesamt und eigene Berechnungen). Die gesundheitliche Versorgung gewinnt deshalb für ältere Menschen zunehmend an Bedeutung. Häufig treten mehr als eine Erkrankung (Multimorbidität) mit chronischen Verläufen auf. Veränderungen in der medizinischen Versorgung, ansteigende Selbstbeteiligung bei den Kosten oder Änderungen von Diagnostik und Therapie zur Kostendämpfung im Rahmen der Gesundheitsreform spüren Senioren somit besonders schmerzhaft.

Der Seniorenbeirat Leipzig führte deshalb im Jahr 2004 eine Befragung Leipziger Senioren zu Auswirkungen der Gesundheitsreform durch, einige der Fragen fanden Eingang in die aktuelle Bürgerumfrage der Stadt Leipzig und werden zurzeit im Seniorenreport ausgewertet. Die Mehrheit der Senioren (86%) nimmt monatlich ein bis mehrere Arztbesuche in Anspruch. Aus der Bürgerumfrage 2005 geht hervor, dass jüngere Leipziger (18 bis 55 Jahre) zu rund 70% einen Hausarzt besitzen, ältere zu 98%. Damit bestehen für Senioren gute Voraussetzungen, die ärztliche Versorgung durch den Hausarzt zu koordinieren, da ein abgestimmter Therapieplan wichtig ist, wenn mehrere Erkrankungen auftreten, z. B. um Medikamentenwirkungen abzustimmen und eine Übermedikation zu vermeiden.

Seit 2004 erfordert die Inanspruchnahme eines Facharztes die Überweisung durch den Hausarzt. Senioren (2004) und Leipziger Bürger (2005) wurden deshalb gefragt, wie sie sich im Krankheitsfall verhalten. Während die Mehrheit der Senioren (89%) angab, zunächst den Hausarzt zu konsultieren und sich dort behandeln oder überweisen zu lassen, traf das auf unter 55-Jährige nur zu 44% zu. Jüngere Leipziger tendieren eher dazu, sofort den zuständigen Facharzt zu konsultieren (7%, Senioren 1%), sich vom Apotheker beraten zu lassen und Medikamente selbst zu kaufen (8%, Senioren 1%) oder sich selbst zu kurieren (38%, Senioren 6%).

In der Folge der Gesundheitsreform mussten Patienten eine Reihe von Veränderungen hinnehmen, die sich auf die Qualität der Versorgung auswirkten. 2004 sagten 15% der 256 befragten Senioren, der Hausarzt überweise nicht mehr zum Facharzt, jeder Vierte gab Veränderungen in der Medikamentenversorgung aus Kostengründen an oder weil das Medikament nicht mehr verschreibbar sei. Ähnlich war das Ergebnis bei der Verordnung von Heil- und Hilfs-

mitteln und bei 13% wurden aus Kostengründen diagnostische Maßnahmen eingeschränkt. Trotz geringerer Leistungen mussten zwei Drittel der Senioren, die bis 2003 von Zuzahlungen für medizinische Leistungen befreit waren, seit 2004 selbst zahlen. Diese Veränderungen wirkten sich insgesamt auf die Zufriedenheit der Senioren mit der gesundheitlichen Versorgung aus (47% weniger zufrieden als vor 3 Jahren). Während diese Unzufriedenheit stark durch die aktuellen Veränderungen der Gesundheitsreform 2004 geprägt waren, sind Wünsche von Senioren an die ärztliche Betreuung eher konstant und stehen im Widerspruch zu den Trends einer „profitablen“ Patientenversorgung: Sie wünschen sich mehr Zeit für das Arzt-Patienten-Gespräch, eine bessere Aufklärung zu Diagnostik und Therapie, zu Medikamentenwirkungen und Nebenwirkungen oder alternativen Behandlungsmethoden.

Es bleibt zu erwarten, was die gegenwärtige Diskussion um weitere Schritte der Gesundheitsreform für Senioren bringen wird. In positiver Weise gehandelt wurde bereits bei der Ausbildung der Medizinstudenten. Um künftige Ärzte besser auf die Begegnung mit älteren Patienten vorzubereiten, lief in diesem Jahr erstmalig an der Medizinischen Fakultät ein Komplex von Lehrveranstaltungen zur Medizin des Alterns und des alten Menschen, bestehend aus Vorlesungen, Seminaren und einem Kurs „Problemorientiertes Lernen“, in dem sich Studenten selbständig Wissen aneignen. Eine effiziente medizinische Versorgung und ein besseres Verständnis für Probleme älterer Patienten müssen den Ausgleich für Kostendämpfungen im Gesundheitssystem erbringen, um die Qualität ärztlichen Handelns zu sichern.

Die Hand am Genschalter

Im Kampf gegen Alzheimer verzeichnen Forscher des Paul-Flechsig-Instituts Erfolge

Von Sandra Hasse, Institut für Biologie II

Wir werden immer älter. Das ist ein Phänomen, aber auch ein Problem in allen westlichen Industriestaaten: Mit dem demographischen Wandel, hin zur vergreisten Gesellschaft, nehmen auch Erkrankungen zu, die vorwiegend Ältere heimsuchen. So werden in Deutschland im Jahr 2050 ca. 2 Millionen Menschen unter der neurodegenerativen Krankheit Morbus Alzheimer leiden - doppelt so viele wie heute. Ein wissenschaftlicher Wettlauf um die Entwicklung geeigneter diagnostischer und therapeutischer Maßnahmen gegen das Leiden, welches beispielsweise mit Gedächtnis- und Orientierungsverlust einhergeht, ist daher voll im Gange. Erfolgreich mit von der Partie: der Profilbildende Forschungsbereich „Sprache, Gehirn und Kognition“

venzellen aus dem ‚Plastizitätsprogramm‘ in ein ‚Zellteilungsprogramm‘ umschalten“, so der Neurowissenschaftler. Daran sterben sie. Warum, ist noch unklar. „Dennoch setzt hier unser Bemühen um eine Gentherapie an“.

Die Wissenschaftler wollen mit einem sogenannten Genschalter gezielt die Aktivität des Steuerungs-Gens „P16“ im Gehirn anschalten, das den Eintritt einer Nervenzelle in den Zellteilungszyklus verhindert. Das Ziel: Die Nervenzelle soll daran gehindert werden, den Mechanismus der für sie tödlichen Zellteilung zu aktivieren. Bei Mäusen gelang dies den Wissenschaftlern bereits, für die Anwendung beim Menschen wird jedoch noch weitergehende Forschung notwendig sein.

und befindet sich schon in der Erprobung: Seit Herbst 2004 wendet die Firma GW Medical Technologies, LLC, in Arizona/USA, den Test in einer klinischen Studie an. Wie es bis jetzt aussieht: äußerst effektiv.

Grundlage der zu verzeichnenden Erfolge ist ein wachsendes Verständnis darüber, welche molekularen Regelmechanismen es sind, die Morbus Alzheimer entstehen lassen und die Zellaktivität- und Zelltod im Gehirn steuern. Wichtige Erkenntnisse dazu erzielten die Forscher am Paul-Flechsig-Institut auch durch Versuche mit Nagern, die Winterschlaf halten. Sie zeigten, dass die verminderte Hirnaktivität bei den schlafenden Tieren mit einer Veränderung eines bestimmten Strukturproteins – des



**Ein gesundes (l.) und ein mit Alzheimer befallenes (r.) Gehirn.
Foto: Paul-Flechsig-Institut für Hirnforschung**

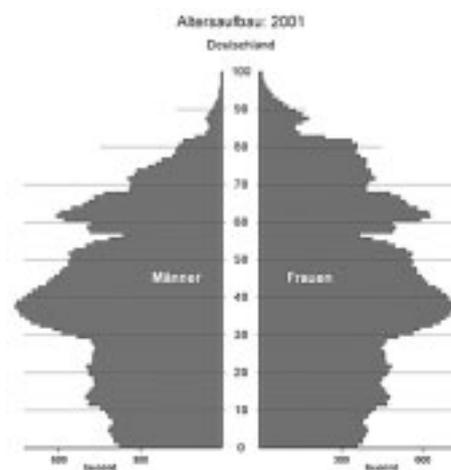
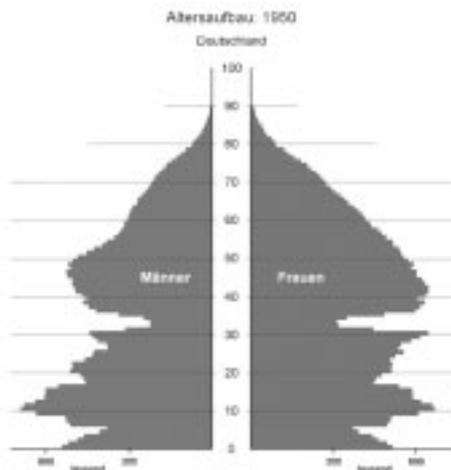
der Universität Leipzig mit der Arbeitsgruppe um Prof. Dr. Thomas Arendt vom Paul-Flechsig-Institut für Hirnforschung.

„Wir gehen davon aus, dass bei der Alzheimerschen Erkrankung die Fähigkeit des Gehirns zur Selbstorganisation gestört ist“, erklärt Arendt. Normalerweise passt sich das Gehirn den Umwelteinflüssen an, restrukturiert sich stetig durch Umbau von synaptischen Verknüpfungen zwischen Billionen von Nervenzellen. Diese neuronale Plastizität scheint bei der Alzheimerschen Erkrankung gestört zu sein. „Unter bestimmten Bedingungen, die wir bisher ungenügend verstehen, können die Ner-

Ebenfalls in der Entwicklung steckt eine zweite verheißungsvolle Maßnahme im Kampf gegen die nach wie vor unheilbare Krankheit: eine Möglichkeit zur sicheren Diagnose von Alzheimer. Ein von Prof. Arendt und seinen Mitarbeitern entwickelter Bluttest, dessen Methodik die Wissenschaftler jetzt veröffentlichen wollen, vermag das Leiden schon im Frühstadium nachzuweisen. „Relativ unkompliziert ermöglicht der Test auch abzugrenzen, ob ein Patient an Alzheimer leidet oder an einer Krankheit mit ähnlicher Symptomatik“, meint Thomas Arendt. Die Diagnosestrategie wurde zum Patent angemeldet

Tau-Proteins – einhergeht. Diese galt bis dahin als typisch für die Alzheimersche Erkrankung und damit als pathologisch. Die neuen Befunde wiesen nun darauf hin, dass die Modifikation des Tau-Proteins als protektiver Mechanismus in Nervenzellen wirkt, die sich in einem kritischen Zustand befinden. Damit kamen die Leipziger Hirnforscher dem Verständnis der Alzheimerschen Erkrankung wieder ein kleines Stück näher.

Doch Geduld und viel Arbeit sind weiterhin nötig: 30 Jahre wird es nach Schätzung der Wissenschaftler noch dauern, bis das Leiden tatsächlich geheilt werden kann.



Die Gesellschaft altert. Der Altersaufbau 1950, 2001 und 2050 (prognostiziert).

Quelle: Statistisches Bundesamt

Der Markt muss einspringen

Die Gesellschaft altert – mögliche Folgerungen

Von Andreas Falken, Institut für Versicherungswissenschaften an der Universität Leipzig

In den 1950er Jahren ging es mit der Bundesrepublik aufwärts. Die Nationalmannschaft wurde völlig überraschend Weltmeister, der Wohlstand wurde greifbar und in klassischen Familien wurden jede Menge Kinder gezeugt (Generation der Babyboomer). Der wirtschaftliche Aufschwung erlaubte es, dass die Vision einer sozialen Marktwirtschaft Wirklichkeit wurde.

Ein halbes Jahrhundert später stehen die Kinder des Wirtschaftswunders noch immer in Lohn und Brot. Sie haben sich aufgelehnt, emanzipiert und ihre Lebensziele verwirklicht. Manchmal gehörten Kinder dazu, manchmal nicht. Der Staat überließ diese Entscheidung seinen Bürgern, und auch in die Kinderbetreuung mochte er sich nicht einmischen. Job oder Kind, Kind oder Ibiza, Loft oder Benz? Die Babyboomer ersetzen sich selbst nur zu zwei Dritteln. Und auch die nachfolgende Generation behielt dieses seltsame Verhalten bei.

Die Gesellschaft altert. Und sie verlässt sich auf Sozialversicherungssysteme, die nur mit einem gesunden Altersaufbau funktionieren. Die Zahl der über 80-Jährigen, von denen heute fast jeder Dritte pflegebedürftig ist, wird sich bis 2050 verdreifachen. Die Zahl der Erwerbsfähigen wird in der gleichen Zeit um gut acht Millionen schrumpfen.

Die Systeme aus dem Steuersäckel zu subventionieren, so wie bei der Rente üblich (ca. 40 Mrd. Euro p.a.) und bei Krankheit gerade beschlossen, ist zwar gerecht (der Fiskus kennt keine „Beitragsbemessungs-

grenze“), stellt allerdings einen direkten Zusammenhang her zwischen Höhe der Leistungen und Höhe der Steuern. Auf Grund der Unsicherheit, ob, wann, welche Leistungen reduziert oder rationiert werden, haben selbst Menschen, die es sich leisten könnten, nicht die Möglichkeit, sich gegen zukünftige Leistungskürzungen abzusichern.

Die Versicherungswirtschaft propagiert das „demografieresistente“ Kapitaldeckungsverfahren. Es suggeriert, dass eine Volkswirtschaft die Lasten der Zukunft bereits heute vorfinanzieren kann. Tatsächlich müssen die konsumtiven Ausgaben einer zukünftigen Periode aber auch genau dann von den Jungen erwirtschaftet werden. Im Unterschied zum Umlageverfahren werden beim Kapitaldeckungsverfahren nicht die Arbeitseinkommen, sondern die Kapitaleinkünfte herangezogen. Sollten diese nicht ausreichen, muss die Substanz der Volkswirtschaft angegriffen werden, indem Ersatzinvestitionen unterbleiben.

Das Kapitaldeckungsverfahren wäre dennoch überlegen, wenn das angesparte Kapital Innovation (Produktideen) und Wachstum (Umsatz und Arbeitsplätze) erzeugen würde. Den Nachweis dafür brauchen Versicherer nicht zu führen, denn die Rechnungslegungsvorschriften verpflichten sie nicht zu Transparenz! Die gesetzlich und betriebswirtschaftlich definierten Ziele sind Sicherheit, Rendite, Liquidität und geben damit ein Indiz dafür, dass Investitionen in junge und wachstumsstarke

Unternehmen zugunsten der Finanzierung von großen Unternehmen (oft mit Strategien der Kostenreduktion/Produktionsverlagerung) unterbleibt.

Eine Möglichkeit, den scheinbar vorgezeichneten Weg einer vergreisenden Bevölkerung aufzuhalten, besteht darin, Familien und Kinder, Gesundheit und Ausbildung zu fördern. Da diese staatlichen Aufgaben offenbar nicht im notwendigen Umfang erfüllt werden, habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, nachzuweisen, dass eine verstärkte Förderung nicht nur individuell und gesellschaftlich wünschenswert ist, sondern dass sie sich auch betriebswirtschaftlich rechnet. Denn wo Staatsversagen vorliegt, muss der Markt einspringen. Oder habe ich da etwas falsch verstanden, liebe Volkswirte?

Eine private Bildungseinrichtung kann bspw. aus dem späteren Einkommen der Schüler finanziert werden. Investitionen für Gesundheit reduzieren erwartungsgemäß den Aufwand für Krankheit. Profitiert ein Mensch tatsächlich nachweislich von einer Förderung, so ist er ex post in der Lage, die ursprünglichen Ausgaben zu refinanzieren. Wer zufällig erfolgreicher ist, zahlt mehr als der „Pechvogel“ (Risikoausgleich). Dieses Versprechen erhöht ex ante die Bereitschaft mitzumachen. Für ein Kollektiv lässt sich mithilfe des Gesetzes der großen Zahl der durchschnittlich erwartete Erfolgszuwachs relativ sicher prognostizieren. Die Erfolgserwartung der ursprünglichen Investition wird zur self fulfilling prophecy.

Der Faktor Zeit

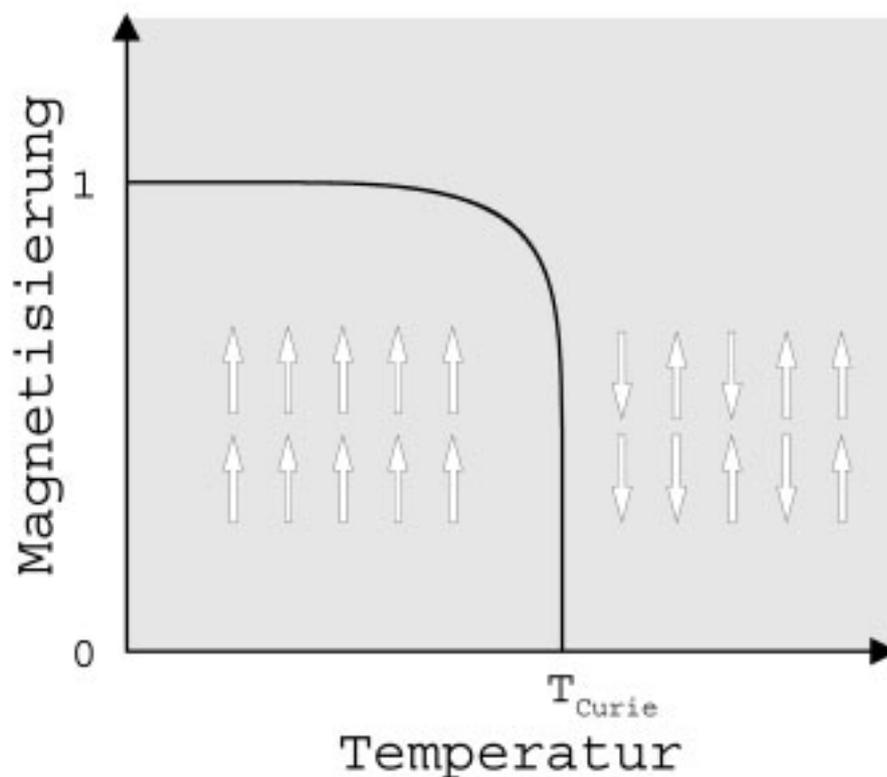
Theoretische Physiker interessieren sich für alternde Materialien

Von Prof. Dr. Wolfhard Janke, Institut für Theoretische Physik

„Anti-Aging“-Programme sind in aller Munde, und tatsächlich betrifft das Altern des biologischen Gewebes uns alle. Altern spielt aber auch eine wichtige Rolle in anorganischen Materialien. Prototypen dafür sind strukturelle Gläser und andere glasartige Stoffe wie Fenstergläser und Spingläser. Technologisch überaus relevant sind mit fortschreitendem Altern auftretende Materialfehler, die oft als „Materialermüdung“ umschrieben werden und zum Beispiel bei Flugzeugen zu fatalen Fehlfunktionen führen können.

Diese Problematik ist sicher eher ein wichtiges Teilgebiet der Ingenieurwissenschaften, aber auch viele der physikalischen Grundlagen sind noch nicht sehr gut verstanden. Dies gilt selbst für Alterungsphänomene in vergleichsweise einfachen magnetischen Substanzen. Die mit dem Altern verbundenen Fragestellungen bilden ein Teilgebiet der Nichtgleichgewichtsthermodynamik, die zur Zeit von Physikern weltweit intensiv erforscht wird. Dabei spielen Experimente, theoretische Modelle und Computersimulationen eine wichtige Rolle und ergänzen sich gegenseitig.

Bei der theoretischen Beschreibung reichen die mathematischen Methoden von allgemeinen feldtheoretischen Ansätzen bis hin zu speziellen Symmetriebetrachtungen. Selbst für die einfachsten Modelle sind diese theoretischen Überlegungen jedoch nicht exakt. Um ihre Genauigkeit zu überprüfen, werden deshalb numerische Computerexperimente durchgeführt. Gegenüber „richtigen“ Experimenten im Labor, wo in aller Regel viele komplexe Vorgänge berücksichtigt werden müssen, hat dies einen entscheidenden Vorteil: Es können genau dieselben strukturell einfachen Modelle der theoretischen Beschreibung untersucht werden, was gezielte Tests der Zuverlässigkeit der mathematischen Näherungsverfahren erlaubt.



Magnetisierungskurve als Funktion der Temperatur. In der ferromagnetischen Phase für Temperaturen unterhalb der Curietemperatur T_{Curie} zeigen alle Spins tendenziell in dieselbe Richtung, während für hohe Temperaturen die Spinrichtungen zufällig verteilt sind.
Abbildung: Institut für Theoretische Physik

Bei Modellen für magnetische Substanzen geht man von der Vorstellung aus, dass miteinander wechselwirkende magnetische Momente („Elementarmagnete“) an den Gitterplätzen eines Festkörpers lokalisiert sind. Im einfachsten Fall werden die magnetischen Momente durch klassische, eindimensionale Spins oder Pfeile mit zwei entgegengesetzten Einstellungsmöglichkeiten (Spinrichtung nach oben oder unten) simuliert – das Ising-Spinmodell (s. Abb. oben).

Im Computerexperiment präpariert man nun ein solches Spinmodell zunächst für hohe Temperaturen in einem vollkommen

ungeordneten nichtmagnetischen Zustand, wo die Spinrichtungen vollkommen zufällig verteilt sind, und schreckt es dann plötzlich auf eine tiefe Temperatur ab. Die qualitative Bedeutung von „warm“ und „kalt“ wird dabei durch die sogenannte Curietemperatur festgelegt, unterhalb derer die Spins eine der beiden Pfeilrichtungen bevorzugen und so die Magnetisierung erzeugen.

Bei dieser speziellen Temperatur findet also die Phasenumwandlung in einen Ferromagneten statt. In der Natur und auch in Computersimulationen wird der ferromagnetische Gleichgewichtszustand aber nicht

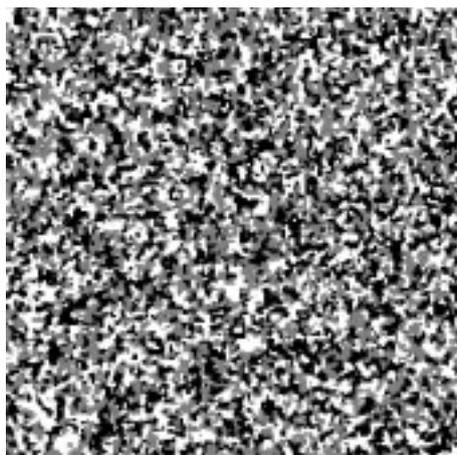
sofort angenommen, sondern erst nach einer u.U. sehr langen Relaxationszeit. Kurz gesagt ist die Fragestellung nun, aufgrund welcher Mechanismen und auf welchen Zeitskalen dieser Gleichgewichtszustand angestrebt wird.

In Computersimulationen wird der zeitliche Verlauf oft durch eine vereinfachte, sogenannte „Monte-Carlo“-Dynamik modelliert, bei der die Richtungen der Spins nach bestimmten Regeln hin und her geflippt werden. Diese Regeln sind so konstruiert, dass bei sehr tiefen Temperaturen alle Spins möglichst in dieselbe Richtung zeigen möchten. Mit ansteigender Temperatur lässt die Tendenz der Spins, sich ihrer lokalen Umgebung anzupassen, immer mehr nach und ihre Richtungen flippen schließlich vollkommen unabhängig voneinander hin und her.

Auch wenn diese Dynamik stark vereinfacht ist (und deshalb oft als Pseudodynamik bezeichnet wird), kann sie doch viele realistische Prozesse in ihrem qualitativen Verhalten beschreiben. Dabei nutzen die numerisch arbeitenden Physiker eine wichtige Gesetzmäßigkeit aus, die besagt, dass viele qualitative Eigenschaften eines statistischen Systems nicht von den Details der Wechselwirkungen und der verwendeten Dynamik abhängen. In der Nähe der Curie-Temperatur ist diese Eigenschaft unter dem Stichwort Universalität bekannt, die unter anderem dafür verantwortlich ist, dass Phasenumwandlungen in vollkommen verschiedenen physikalischen Systemen (zum Beispiel die Phasenumwandlung von flüssig nach gasförmig und der eben skizzierte Magnetisierungsübergang) sehr ähnliche Eigenschaften aufweisen.

Dies ist auch genau der Grund dafür, warum man sich oft mit den einfachsten Modellen begnügen kann. Für die zeitliche Entwicklung des Zustands eines Systems spielt seine Größe eine ganz wesentliche Rolle, denn für ein unendlich gedachtes System wird der idealisierte Gleichgewichtszustand in keiner endlichen Zeit erreicht.

Was passiert nach dem Abschrecken? Die anfangs noch in zufällig verteilte Richtungen zeigenden Spins fangen zunächst an, sich in Clustern anzuordnen, in denen eine bestimmte Spinrichtung dominiert. Diese Cluster wachsen dann im Laufe der Zeit, was die Nichtgleichgewichtsdynamik auf dem Wege zum Gleichgewichtszustand bestimmt (siehe Abbildungen). Die damit verbundenen Alterungseigenschaften sind am deutlichsten in Größen zu beobachten,



Zeitliche Entwicklung (von oben nach unten) der Clusterbildung nach dem Abschrecken eines vollständig ungeordneten Zustands auf eine Temperatur deutlich unterhalb der Curietemperatur ($T \sim \frac{T_{\text{Curie}}}{2}$).

Die drei Farben weiß, grau und schwarz visualisieren die drei erlaubten Spinrichtungen im 3-Zustand Potts-Spinmodell.

**Abbildungen:
Institut für Theoretische Physik**

bei denen Eigenschaften zu zwei verschiedenen Zeiten miteinander korreliert werden.

Im Gleichgewicht hängen derartige Größen nur von der Zeitdifferenz ab. Während der Alterungsphase hingegen ist dies nicht der Fall. Hier ist insbesondere der zeitliche Verlauf dieser Größen als Funktion der (späteren) Zeit t langsamer für größere „Wartezeiten“ s nach dem Abkühlen. Dieses Phänomen wird gewöhnlich als „Alterung“ bezeichnet: Ältere Proben reagieren langsamer. Die Wartezeit s wird deshalb oft auch als das „Alter“ der Probe seit seiner Präparation bezeichnet. Diese Abhängigkeiten von den beiden Zeiten s und t wurden auch in Leipzig im Rahmen der Diplomarbeit von Eric Lorenz in der Arbeitsgruppe CQT des Instituts für Theoretische Physik umfangreich numerisch untersucht. Dabei konnten die auf Symmetrieüberlegungen beruhenden theoretischen Ansätze zunächst für das Ising-Spinmodell reproduziert und dann der Alterungsprozess auch für allgemeinere (Potts-)Spinmodelle erstmals beobachtet werden. Während der Alterungsphase sind grundlegende Theoreme (z. B. das Fluktuations-Dissipations-Theorem) der Gleichgewichtsthermodynamik verletzt.

Diese Beobachtungen haben zu fruchtbaren neuen theoretischen Ideen geführt, die in Computersimulationen verifiziert werden konnten und zur Zeit in glasartigen und granularen Materialien experimentell untersucht werden. Auf diese Weise kann man also hoffen, dass ein besseres Verständnis des Alterns strukturell einfacher Modelle zu neuen Einsichten in die Phänomenologie von glasartigen Materialien beitragen wird – auch wenn nicht unbedingt mit einem neuen revolutionären „Anti-Aging“-Programm zu rechnen ist.

Das physikalische Problem des Alterns von Materialien war auch eine der zentralen Fragestellungen des 6. NTZ-Workshop on Computational Physics CompPhys05, der am 1. und 2. Dezember 2005 am Institut für Theoretische Physik stattfand.

Weitere Informationen im Internet:
www.physik.uni-leipzig.de/~janke

Die Schreib-Studenten

„Writers Academy“ vermittelt Publikationskompetenz

Von Dr. Harald Rau, Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft

Schreiben ist Schlüsselqualifikation – und heute wichtiger denn je. Wer komplexe Inhalte sprachlich und stilistisch ansprechend umsetzen kann, hat im Wettbewerb um die besten Positionen Vorteile. Zukunftsorientierte universitäre Lehre darf das nicht vernachlässigen. Eine Erkenntnis, die jetzt an der Universität Leipzig zu einem ungewöhnlichen Kooperationsprojekt geführt hat: Die Wirtschaftsinformatik organisierte in Kooperation mit der Kommunikations- und Medienwissenschaft für Studierende und Assistenten eine Lehrveranstaltung, die unter dem Titel „Writers Academy“ im Lehrverzeichnis steht – ein deutschlandweit einzigartiges Angebot.

Viele praktische Übungen und strategische Ansätze geben hier ganz konkret Hilfestellungen auf unterschiedlichen Ebenen: Ein Teilbereich der Veranstaltung beschäftigt sich mit den Besonderheiten wissenschaftlicher Texte. Viele Studierende nehmen mehrere mühsame und oft enttäuschende Anläufe in Seminaren, und bis sie die „wissenschaftliche Schreibe“ so beherrschen, dass sie mit sich und den verfassten Texten zufrieden sind, vergeht darüber oft das ganze Studium. Dabei gibt es simple Hilfsmittel. Diese helfen dabei, Seminar-, Master- oder Diplomarbeiten und auch Dissertationen vom ersten Augenblick an richtig anzugehen.

Die „Writers Academy“ hat aber noch andere Zielsetzungen – solche, die einen öffentlichkeitswirksamen Auftritt der Universität unterstützen. Sie soll wissenschaftliche Erkenntnisse auch für journalistische Medien verfügbar und damit die Arbeit der Wissenschaftler publik machen.

Doch ein Blick zurück: Bei einer Veranstaltung im Club 2009 der Universität lernte ich, zu diesem Zeitpunkt Vertreter der Professur Journalistik II am Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft, Prof. Dr. Ulrich Eisenecker, Ordinarius in der Wirtschaftsinformatik, kennen. Es entstand schnell die Idee zur „Writers Academy“. Damit hat übrigens auch der Club

2009 eine seiner vielleicht wichtigsten Funktionen erfüllt: Er führt auf Einladung des Rektors und unter Regie des Akademischen Auslandsamtes Gastwissenschaftler und Hochschullehrer der Universität zusammen und regt so zum offenen Gedankenaustausch an.

Prof. Eisenecker: „Tagtäglich vergeben wir eine Vielzahl von Chancen: Unsere wissenschaftlichen Erkenntnisse – auch solche, die in Seminar- oder Diplomarbeiten erarbeitet wurden – könnten wir häufig auch für ein breites Publikum aufbereiten. Das Interesse der Medien ist vorhanden, die Inhalte sind attraktiv – allein es fehlt an Wissen und Erfahrung, wie man Themen spannend umsetzt. Die ‚Writers Academy‘ schließt hier eine echte Lücke. Unsere Universität steht zunehmend in der Konkurrenz mit anderen Bildungsangeboten. So gesehen ist es für uns immer ein Erfolg, wenn unterschiedliche Medien uns und unsere Arbeit wahrnehmen.“ Die „Writers Academy“ nimmt deshalb neben wissenschaftlichen Publikationen auch Medienangebote in den Blick, die sich gezielt an Entscheider in Unternehmen und Behörden richten. Ein weiterer Bereich sind Veröffentlichungen in publikumsorientierten Medien.



Es blieb nach dem ersten Treffen nicht beim Lippenbekenntnis: Die Umsetzung der Schreibakademie folgte direkt im laufenden Semester und zwischenzeitlich trafen sich die Teilnehmer zur ersten Blockveranstaltung in der Marschnerstraße – mit durchschlagendem Erfolg. Denn in der „Akademie“ entwickelte ein engagiertes Team gleich mehrere Konzepte: So wird in einem ersten Schritt ein neuer Newsletter geplant, der wichtige Themen aus dem Institut einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen soll. Daneben beschäftigt sich die neue Redaktion mit der journalistischen Umsetzung öffentlichkeitswirksamer Themen der Wirtschaftsinformatik. Diese sollen dann informationstechnischen Fachmagazinen wie „iX“ angeboten werden.

Im Rahmen der Akademie präsentierte deshalb auch Henning Behme die Arbeit seiner Redaktion. Er ist stellvertretender Chefredakteur der Zeitschrift aus dem Heise-Verlag. Schließlich beschäftigt sich das Team der „Writers Academy“ künftig auch damit, wie Seminar- und Diplomarbeitsthemen noch stärker an praxisrelevanten Fragestellungen orientiert werden können und damit für wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Publikationen interessant werden. Spontan riefen die Teilnehmer einen „jour fixe“ ins Leben – und treffen sich jetzt jeden Dienstag. Professor Eisenecker: „Wir wollen das Projekt auf jeden Fall weiterführen.“ Aussagekräftig auch die Stimmen der Teilnehmer: „Ein Angebot, das ohne Frage Pflichtveranstaltung werden sollte!“; „Toll, wie sich uns hier völlig neue Perspektiven geöffnet haben!“.

Der Schreibprozess kann mühsam sein. Die „Writers Academy“ vermittelt Hilfestellungen. Fotos: PhotoCase.com

Das „LeseBlick“-Team um Sandra Trepák, die Leiterin des Gesamtprojektes (l.). Foto: Markus Schmidt



Vom Sehen und Lesen der Bücher

Studenten und Absolventen planen Projekt mit 3 000 Bildern zum Buch in der Kunst

Von Friederike Haupt

Wenn diese Vier an einem Tisch sitzen, geht es früher oder später immer um Bücher – so auch an diesem Nachmittag im Café „Luise“. Sie sind gekommen, um über ihr Projekt „LeseBlick“ zu sprechen, bei dem die Literatur eine wichtige Rolle spielt; dass zwischendurch aber auch aktuelle Lektüretipps ausgetauscht werden, liegt wohl in der Natur von Bücherliebhabern. Sandra Trepák, Nicole Dreifke, Frank Förster und Julia Kuhnert bezeichnen sich als solche, und auch wenn sie heute von lesenswerten Werken – etwa von Carlos Ruis Zafón und Walter Moers – schwärmen: So richtig viel Zeit haben sie fürs Lesen im Moment nicht. Gilt es doch, mit vereinten Kräften ein Projekt zu organisieren, das eine Verbindung zwischen Literatur und Kunst herstellt und daher den bezeichnenden Namen „LeseBlick“ trägt. Doch was hat es damit auf sich? „Uns liegt die intensive Beschäftigung mit dem Phänomen Buch am Herzen“, erklärt Sandra Trepák, die Leiterin des Gesamtprojektes. Eine Ausstellung, eine Publikation sowie



Félix Vallotton: Leserin mit gelber Kette, 1912, Privatbesitz

Quelle: Stefan Bollmann: Frauen, die lesen, sind gefährlich, München 2005

eine medienpädagogische Initiative für Jugendliche sind geplant – voraussichtlich parallel zur Buchmesse 2007 soll das Ganze starten.

Die Idee dazu entwickelte Sandra Trepák, die inzwischen als Verlagsredakteurin arbeitet, noch während ihres Buchwissenschaftsstudiums. Als studentische Hilfskraft beschäftigte sie sich seit 1996 unter der Leitung des inzwischen verstorbenen Professors Dietrich Kerlen mit dem systematischen Ausbau einer Diasammlung, die das Buch in der bildenden Kunst zeigt. Schmökernde Tiere aller Art, Porträts lesender Menschen in unterschiedlichsten Situationen und Zeiten, Stilleben – die Motive sind ganz unterschiedlich, verbindendes Moment ist eben das Buch.

Die 28-Jährige erinnert sich an ihre Arbeit: „Ich habe massenhaft Bücher nach passenden Bildern durchforstet und bin dann damit zur Uni-Fotostelle, ganz am Ende der Liebigstraße, gelaufen. Dort entstanden dann die Dias.“ Die Sammlung sollte die Betrachtung buchhistorischer Aspekte in den Lehrveranstaltungen der Buchwissenschaft bereichern, wuchs auf 3000 Bilder an. Parallel dazu wurden von einer anderen Hilfskraft auch zahlreiche literarische Texte, die Buch- und Lesementalitäten verschiedener Zeiten widerspiegeln, archiviert, so dass zwei Datenbanken, „Buch im Bild“ und „Buch im Text“, entstanden. „Ein Schatz für Bücherfreunde“, meint Trepák. Die Zukunft dieses Schatzes war jedoch nach dem Tod Professor Kerlens 2004 unklar; zu diesem Zeitpunkt fasste Sandra den Entschluss: Die Sammlung muss an die Öffentlichkeit. Schnell waren Unterstützer der Idee gefunden: Der neue Lehrstuhlinhaber Professor Erdmann Weyrauch stimmte der Nutzung der Bilder und Texte für „LeseBlick“ zu, andere Studenten erfuhren davon und schlossen sich an. Im Sommer 2005 standen die Präsentationsformen des Materials fest: Ausstellung, Buchveröffentlichung und Schülerprojekt.

Julia Kuhnert, ebenfalls 28 Jahre alt und Studentin der Kulturwissenschaft, Kunstgeschichte und Erziehungswissenschaft, kümmert sich um die Konzeption der Ausstellung: „In einem abgedunkelten Raum sollen Dias der Sammlung auf eine Leinwand projiziert werden“, erklärt sie lebhaft, „dazu hört man die Aufzeichnung gesprochener Texte.“ Ein Musiker, der

Klänge passend zur Vorführung der Ausstellungs-Dias komponiert, ist bereits gefunden. In einem zweiten Raum, so ist es geplant, werden hingegen Informationen zur Buchgeschichte und -theorie veranschaulicht. Das Buch, das anlässlich der Ausstellung erscheinen soll, wird wissenschaftliche Beiträge verschiedener Autoren zum Thema „Buch in Bild und Text“ beinhalten. Und dann ist da noch der „Buchbeißer“. Dafür ist Nicole Dreifke, die Englisch und Deutsch auf Lehramt studiert hat, zuständig. „Wir möchten, dass auch Schulklassen zur Ausstellung kommen. In Absprache mit den Lehrern könnten Pädagogikstudenten die Schüler an das Thema Buch in der Kunst heranzuführen, auch ans Lesen grundsätzlich.“ Auch kreative Wochenendkurse mit den Jugendlichen könnten sich Nicole und die anderen vorstellen. Wichtig sei ihr, dass die Auseinandersetzung mit dem Thema Buch nicht nur jubelnd, sondern auch kritisch erfolge. „Ich war sofort begeistert, als ich von der Idee hörte, diese Sammlung zu präsentieren“, erinnert sich die ebenfalls 28-Jährige, „und war gespannt, wie sich das entwickelt.“ Auch die anderen – insgesamt zwölf – Beteiligten wissen genau, warum sie dabei sind. „Mir liegt die Literatur einfach am Herzen“, bekennt Frank Förster, Promotionsstudent der Germanistik, „ohne Bücher geht gar nichts.“ Und Julia gibt zu bedenken, dass ein Projekt wie „LeseBlick“ ideal sei, um sich auszuprobieren und Kontakte zu knüpfen. „Wir betrachten das Projekt als Rettungsaktion für die beiden Sammlungen, und wir wollen Professor Kerlen damit ein Andenken bewahren“, schließt Sandra Trepák.

Und so laufen die Vorbereitungen für 2007 bereits auf Hochtouren – allein, es gibt noch viel zu tun. Sponsoren müssen gefunden werden – die Projektgruppe veranschlagt etwa 15 000 Euro für die Finanzierung der drei Teilprojekte –, weitere Mitstreiter sind herzlich willkommen. Kurz: Wer „LeseBlick“ unterstützen möchte, wird mit offenen Armen empfangen. Voraussetzungen? „Nur eine“, sagt Sandra Trepák grinsend: „Bücher sollte er mögen!“

Weitere Informationen im Internet:
www.leseblick.de

Unbekannter Künstler: Goethe, in einem Buch lesend, geschnittene Silhouette, um 1785, Goethe-Museum Düsseldorf. Quelle: Erich Schön: Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers, Stuttgart 1987. Die Abbildungen stammen aus der Bildsammlung Sandra Trepáks.



„Fistas fram German“

Linguistik zum Anfassen in Kenia

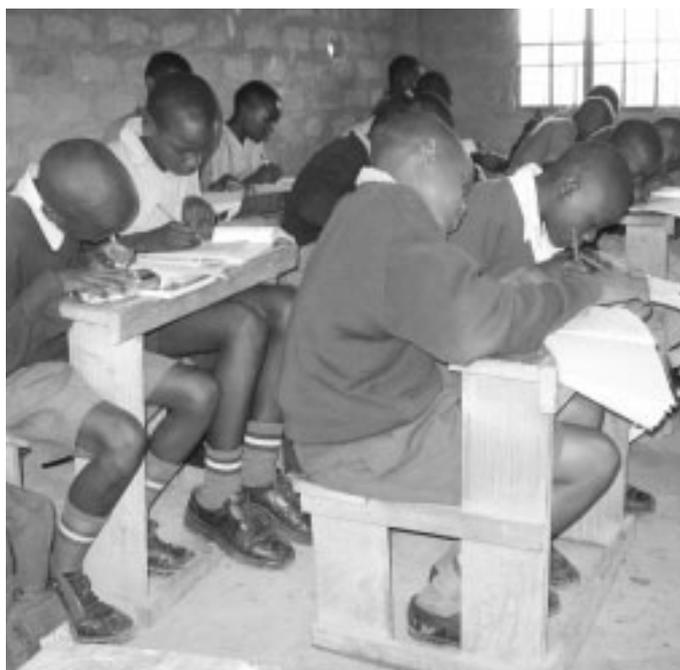
Von Anika Kreller, Institut für Amerikanistik

Englisch ist eine Weltsprache. Mittlerweile übersteigt die Anzahl der Menschen, die Englisch als Zweitsprache benutzen, sogar die der Muttersprachler. Für uns war es darum von besonderem Interesse, die Sprachsituation und das Englisch in Kenia kennenzulernen. Denn neben dem Englischen, das seit der Unabhängigkeit 1963 Amtssprache ist, gibt es die Nationalsprache Kiswahili und über 40 indigene Sprachen.

Gleich nach unserer Ankunft erlebten wir den Einfluss der britischen Kolonialzeit auf das Land und dessen Englisch, z. B. auf Wortschatz und Schreibweise. So nahmen wir am Flughafen unser *luggage* (Amerikanisch: *baggage*) entgegen und sahen Schilder, die uns den Weg zu verschiedenen *centres* (*centers*) wiesen. Und wer wagemutig genug ist, sich in den chaotischen Linksverkehr Kenias zu stürzen, benötigt eine *driving licence* (*driver's license*). Doch während das Schriftbild dem britischen Englisch entspricht, sind die Unterschiede in Grammatik und vor allem in der Aussprache so enorm, dass wir uns zu Beginn erst einmal in das kenianische Englisch einhören mussten, um alles zu verstehen. Zum Beispiel wurden wir überall in der freundlichen und zuvorkommenden Art der Kenianer als *fistas fram German* begrüßt und vorgestellt, also als *visitors* (Besucher) und nicht, wie zunächst vermutet, als *sisters* (Schwestern).

Das Beispiel verdeutlicht gleich mehrere Merkmale des kenianischen Englisch, die

Im Rahmen des linguistischen Proseminars „English as a Global Language“ unternahmen sechs Anglistik-Studentinnen und eine Amerikanistik-Studentin unter der Leitung von Dr. Sylvia Reuter (Institut für Anglistik) vom 22. Februar bis 10. März eine Studienreise nach Kenia. Nach viertägigem Aufenthalt in Nairobi ging es zu Gastfamilien der Luo und Kisii, in denen der Alltag und die sprachliche Situation Kenias hautnah erlebt wurden.



Schüler der St. Benedict's Kiombeta Primary School in Mosoch. Englisch wird ab der ersten Klasse unterrichtet. Foto: Anika Kreller

uns immer wieder auffielen. Es ist wie britisches Englisch nicht-rhotisch, d. h. nach Vokalen wird kein /r/ gesprochen, doch anstatt des Schwa-Lautes sprechen die Kenianer ein /a/. So wird aus *worker* (Arbeiter) *worka*, aus *super supa* und die meist überfüllten kenianischen Busse heißen *city hopa*. Und *from* (von) hört sich eben an wie *fram*.

Was das Verständnis ebenfalls zunächst erschwerte, ist die Verwendung eines Fünf-vokal-Systems im Unterschied zu elf Vokalen im uns vertrauten Englisch, das zu ungewohnten Homonymen wie *pull* (ziehen) und *pool* (Becken) führt. Auch bei den Konsonanten gibt es Unterschiede in der Aussprache. So werden /b/ und /v/ stimmlos, /f/ und /p/ dagegen stimmhaft, wie in *fistas*. Und anstatt /th/ wird /d/ oder /t/ ausgesprochen. Der Einfluss der afrikanischen Konsonant-Vokal-Silbenstruktur wurde deutlich, als Kinder *netty ball* spielten (statt *netball* – Netzbball) und wir rhythmisch bedingt zu besagten zweisilbigen *fistas* mutierten. Weiterhin galt es Worte

wie *illustration* zu verstehen, in dem alle Silben gleich betont werden.

Wie in jeder Sprache gibt es auch im kenianischen Englisch Varianten. Im Vergleich mit dem immer noch prestigehaltigen Standardenglisch kennt man unter anderem Akrolekt und Basilekt. Akrolekt ist dabei die dem Standardenglisch ähnlichste Form und wurde zum Beispiel von Prof. Kenneth M. Mavuti gesprochen, zuständig für International Relations, der uns an der Universität von Nairobi begrüßte und auch vom Lehrpersonal des „Depart-

ment of Linguistics and Languages“, an dessen Veranstaltungen wir teilnahmen. Doch unsere Reise führte uns auch in ländliche Gegenden, zu den Ethnien der Kisii und Luo, bei denen uns basilektales Englisch mit den meisten Unterschieden zum Standardenglisch begegnete. Außerdem musste oft übersetzt werden, denn obwohl Englisch inzwischen seit der ersten Klasse unterrichtet wird, sprechen viele, vor allem ältere Leute, nur ihre Muttersprache. So wird über das Englisch sozialer Status und Bildungsgrad ausgedrückt. Generell wird Englisch von den Menschen eher mit Formalität und Autorität in Verbindung gebracht. Das merkten wir zum Beispiel bei den Besuchen an verschiedenen Schulen. Während die Schüler zu uns extrem leise in Englisch sprachen, unterhielten sie sich untereinander laut in Kiswahili.

So erlebten wir ein anderes Englisch als in den traditionellen „Mutterländern“: Wenn 31 Millionen Menschen *a lot of breads* und nicht *a lot of bread* (viel Brot) sagen, kann das nicht falsch sein.



Neu
berufen:

Axel Wehrend

Der zuletzt in Gießen tätige Prof. Dr. Axel Wehrend schätzt besonders die familiäre Atmosphäre an der Leipziger Veterinärmedizinischen Fakultät, an der er eine W2-Professur für Bestandsbetreuung und Reproduktionsbiologie angenommen hat. Zugleich hat der European Diplomat in Animal Reproduction sich ein großes Ziel gesetzt, welches er zu einem Markenzeichen der Veterinärmedizinischen Fakultät ausbauen möchte: Die fachübergreifende Bestandsbetreuung, die in Lehre und Forschung, aber auch in der Dienstleistung im Vordergrund stehen soll und in der die Leipziger schon traditionell einen guten Ruf haben. „Wir entsprechen damit einer Entwicklung in der Landwirtschaft, bei der neben dem Wohlbefinden des Einzeltieres die Leistungsfähigkeit und der Gesundheitsstatus der Herde im Mittelpunkt des Interesses steht“, sagt Wehrend. Und das hat Konsequenzen auch für die tierärztliche Betreuung sowie für Lehre und Forschung. Der Studierende muss darauf vorbereitet werden, was ihn in der Praxis erwartet und kann sich so vielleicht eher eine Tätigkeit in Großtierbeständen vorstellen. Denn hier herrscht bekanntermaßen nach wie vor ein Mangel an Tierärzten. Wehrends Forschungsprofil ist darauf ausgerichtet: Er untersucht ein Grundproblem großer Rinderbestände, in denen die Phase zwischen Geburt eines Kalbes und einem neuen befruchtungsfähigen Zyklus immer länger wird. Worin liegen die Ursachen? Was wirkt wie auf den Eierstock, dass die Eizelle verspätet freigesetzt wird? Fragen von wirtschaftlicher Relevanz, die auch für ihn persönlich einen besonderen Reiz haben. Die Konzeption der neu geschaffenen Professur erlaubt es, diese Fragestellung sowohl in der Herde als auch im Experiment unter Laborbedingungen zu untersuchen. Tiere sind auch privat sein Hobby: Er hat eine kleine landwirtschaftliche Tierhaltung in seiner Heimat Schleswig-Holstein. Und außerdem braucht er viel Zeit für seine vier Kinder.

B. A.



Neu
berufen:

H. Schneider

ist in Leipzig kein Unbekannter: Seit dem Sommersemester 2004 hat er den Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozessrecht, Kriminologie und Strafvollzugsrecht vertreten. Nun ist er auf diesen Lehrstuhl berufen worden, wobei die Lehrstuhlbezeichnung jetzt auch das Jugendstrafrecht umfasst. Somit wird er nach seiner eigenen Maxime weiterhin „Zuversicht verbreiten, dass es sich noch immer in jeder Hinsicht lohnt, Rechtswissenschaften zu studieren“. Der 40-Jährige stellt stets unter Beweis, wie wichtig ihm die Lehre ist. 2003 verlieh ihm der Senat der Universität Mainz einen Preis für „Exzellente Leistungen in der Lehre“. Kurz zuvor war er dort nach Abschluss seines Habilitationsverfahrens zum Hochschuldozenten ernannt worden. Auch sein eigenes Studium absolvierte Hendrik Schneider in Mainz. 1992 bestand der gebürtige Wiesbadener die erste Juristische Staatsprüfung. Anschließend wurde er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Mainzer Lehrstuhl für Kriminologie und Strafrecht. 1995 promovierte er zum Thema: „Grundlagen der Kriminalprognose.“ Es folgte der Referendardienst beim Landgericht Mainz und 1996 die zweite Staatsprüfung. 1998 kehrte Schneider als wissenschaftlicher Assistent an den Lehrstuhl für Kriminologie und Strafrecht zurück. „Alle Fächer meiner *venia legendi*, also Strafrecht, Strafprozessrecht, Kriminologie, Jugendstrafrecht und Strafvollzugsrecht, liegen mir gleichermaßen am Herzen“, sagt Schneider. „Außerdem interessiert mich zunehmend das Wirtschaftsstrafrecht und die Wirtschaftskriminologie.“ Zudem sei es reizvoll, „den Schwerpunktbereich Kriminalwissenschaften aufzubauen und mitzugestalten“. Derzeit treibt Hendrik Schneider aber noch etwas ganz anderes um: In diesen Tagen erwarten er und seine Frau Constanze die Geburt ihres ersten Kindes. Da dürfte künftig weniger Zeit bleiben für die Hobbys Laufen und Kraftsport.

C. H.



Neu
berufen:

Gunther Schnabl

ist seit dem Sommersemester Leiter des Instituts für Wirtschaftspolitik. Zuvor war er Berater für Währungspolitik bei der Europäischen Zentralbank. „Meine Tätigkeit dort war äußerst interessant, da sie an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und internationaler Währungspolitik lag“, berichtet Professor Schnabl. „Hingegen bot mir die Universität Leipzig die Betätigung in der Lehre, die mir wichtig ist, sowie den Freiraum für meine wissenschaftliche Arbeit, der gerade in der Wirtschaftspolitik unabdingbar ist.“ Mittel- und Osteuropa sowie Ostasien sind die Gebiete, in deren Wirtschafts- und Währungspolitik sich Schnabl am besten auskennt. Über entsprechende Themen hat der geborene Bayer (Starnberg) promoviert, sich habilitiert und publiziert. Japan war zudem sein Schwerpunkt im internationalen Volkswirtschaftsstudium in Tübingen und Seattle. Zuvor hatte er bereits Betriebswirtschaftslehre in Regensburg, Japanisch in Tokio und Französisch in Montpellier studiert. Wissenschaftlich tätig war er später bei der Dt. Bundesbank, der Federal Reserve Bank of New York, der Stanford University, der Katholischen Universität Leuven und der Bank of Japan. Es ist nicht zu übersehen: Gunther Schnabl mag fremde Sprachen, schätzt eine internationale Ausrichtung – dementsprechend will er auch das Institut für Wirtschaftspolitik führen. Spezielle Themen hat er schon im Blick: „In Deutschland und Europa stehen wichtige wirtschaftspolitische Probleme wie hohe Arbeitslosigkeit, die Erweiterung der Europäischen (Währungs-)Union oder die steigenden Leistungsbilanzdefizite in Osteuropa an. Ich möchte mich an der Diskussion um die Lösungsansätze aktiv beteiligen.“ Dass er das von Leipzig aus tun kann, freut ihn umso mehr: „Das ist eine lebenswerte Stadt.“ Seinen Hobbys kann der 39-Jährige hier jedenfalls problemlos nachgehen: Auf der Freizeit-Agenda stehen Schwimmen und Radfahren.

C. H.

Evangelische Studentengemeinde Neuer Pfarrer im Amt



Amtsübergabe erfolgt: Studentenpfarrer Frank Martin (l.) und sein Vorgänger Stephan Bickhardt. Foto: Annika Falk

Ein erstes Fünf-Gänge-Menü gab es schon, weitere werden folgen: Leipzigs neuer evangelischer Studentenpfarrer will seine acht Vertrauensstudenten einmal pro Semester mit seinen Kochkünsten beglücken. „Das verdienen sie, denn sie leisten einen wesentlichen Beitrag zur Gemeindegemeinschaft“, sagt Frank Martin, der einmal Koch werden wollte, die Lehre aber gesundheitsbedingt abbrechen musste. Stattdessen wurde er Buchhändler, studierte später Theologie und trat 2002 seine erste Pfarrstelle in Geringswalde an.

Nun ist er mit seiner Frau und seinen zwei Kindern wieder in Leipzig, seiner Heimatstadt. „Hier habe ich das Privileg, mit vielen jungen Menschen zusammenzukommen, die unterschiedliche Studienrichtungen eingeschlagen haben und die ich in der besonderen Situation Studium begleiten möchte“, sagt der 36-Jährige. Er hofft, „dass die Studierenden sich ihre Offenheit bewahren und sich engagieren“. Bis jetzt klappt das offenbar gut. Der erste wegweisende gemeinsame Beschluss: Im Gemeindehaus in der Alfred-Kästner-Straße wird die Energieversorgung auf Öko-Strom umgestellt und auf den Tisch kommen sollen nur noch fair gehandelte Produkte.

„Ich sehe mich auch nicht als Ansprechpartner nur für Gemeindeglieder“, so Martin. „Als Gemeindepfarrer ist man für eine Region da, als Studentenpfarrer will

ich für die Universität da sein.“ Logisch, dass er sich auch für die künftige Pauliner-aula samt Andachtsraum interessiert: „Von der modernen Variante fühle ich mich angesprochen, den erreichten Kompromiss halte ich für tragfähig.“

Darin weiß Martin sich einig mit seinem Vorgänger. Stephan Bickhardt, der in der DDR-Opposition eine bedeutende Rolle spielte und kürzlich sein Privatarchiv an das Archiv Bürgerbewegung Leipzig übergab, war elf Jahre lang in Leipzig Studentenpfarrer. Von Beginn an hat er für eine Dialoge fördernde Atmosphäre gesorgt. Nicht ohne Stolz berichtet er: „Hier haben viele Studierende selbstbewusstes Denken und Auftreten sowie die Fähigkeit, öffentlich über Religion zu reden, gelernt.“ Die besondere, in der christlichen Gemeinschaft erworbene Sprachfähigkeit sei „heilsam für die Art und Weise, wie Studium heute funktioniert“ und eigentlich „die beste Studienberatung“.

Seelsorge, Ökumene, 24-Stunden-Akademien, Förderung ausländischer Studierender – Bickhardt hat sich um Vieles verdient gemacht, war gerne Studentenpfarrer. „Aber ich finde es auch gut, dass es jetzt einen Wechsel gab.“ Wichtig war ihm aber, in der Nähe zu bleiben. Das ist ihm gelungen: In Markkleeberg teilt er sich nun eine Pfarrstelle mit seiner Frau.

C. H.

Ehrendoktorwürde für US-Augenspezialisten 9,4 kg Wissen über 7,5 g Auge

„Steve Ryan hat einen Sinn für wissenschaftliche Originalität und kann die Dinge sehen, als sähe er sie zum ersten Mal.“ So beschreibt Laudator Prof. Dr. Peter Wiedemann, Direktor der Klinik und Poliklinik für Augenheilkunde und Prorektor für strukturelle Entwicklung eine der hervorstechenden Eigenschaften des neuen Ehrendoktors der Universität, Prof. Stephen J. Ryan, Präsident des renommierten Doheny Eye Institute an der Universität von Südkalifornien (USC) in Los Angeles. In Anerkennung seiner herausragenden Leistungen verlieh ihm die Medizinische Fakultät am 11. 5. die Ehrendoktorwürde.

„Die Universität ist stolz darauf, einem Wissenschaftler die Ehrendoktorwürde zu verleihen, der sich um die Augenheilkunde, die akademische Medizin und die Sehforschung an unserer Medizinischen Fakultät verdient gemacht hat“, würdigte Rektor Prof. Dr. Franz Häuser den Experten für Netzhauterkrankungen und Verletzungen des Auges. „Der mit hohen akademischen Auszeichnungen vielfach geehrte Augenarzt leitet das Doheny Eye Institute seit mehr als drei Jahrzehnten. Er war Dekan der Medizinischen Fakultät, langjähriger Vizepräsident der Universität und hat in diesen Positionen den Grundstein gelegt für die Medizinforschung an der USC.“



Dekan Jürgen Meixensberger (r.) übergab Stephan Ryan die Ehrendoktorurkunde. Foto: Armin Kühne

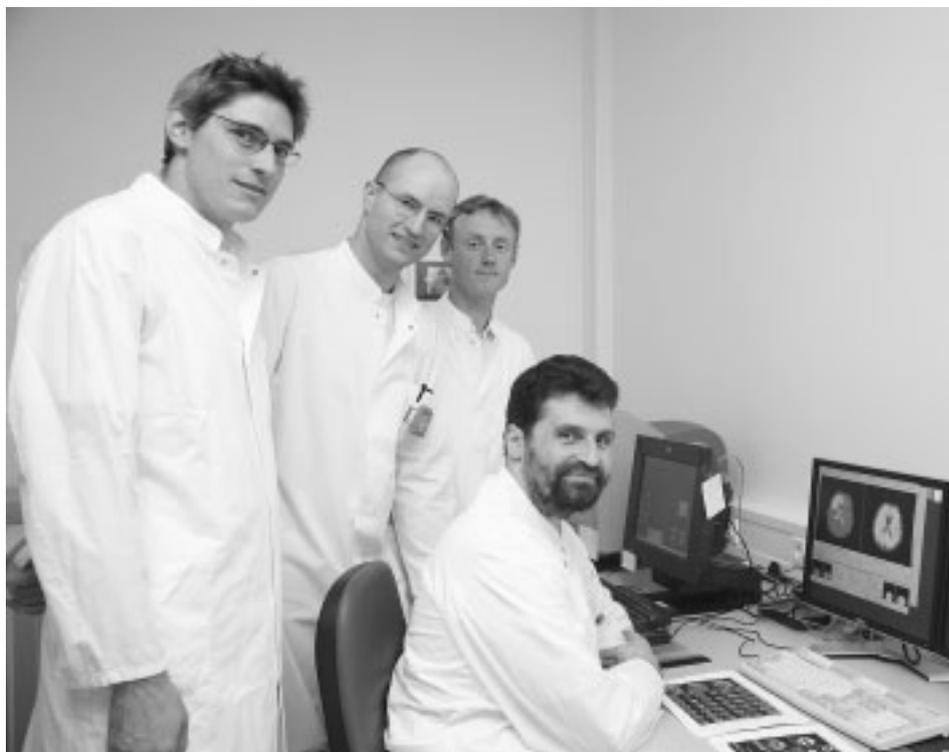
Ryan war 1974 als damals jüngster Klinikdirektor in den USA an die neu gegründete Abteilung für Augenheilkunde an der Universität von Südkalifornien, Los Angeles, gekommen. Peter Wiedemann konnte als junger Wissenschaftler bei ihm arbeiten. So fiel es ihm nicht schwer, das Besondere in der Person des nunmehrigen Ehrendoktors herauszuarbeiten: „Ich sah, dass Steve seine Arbeitszeit einteilte in die des Arztes und Glaskörperchirurgen und in die als Wissenschaftler im Forschungslabor mit einem internationalen Team.“ Damals war die dortige Augenklinik noch wenig bekannt. Heute ist sie eine der zehn besten Augenkliniken der USA. Aber Prof. Ryan ist nicht nur ein außergewöhnlicher Arzt, sondern weltweit als einer der führenden Wissenschaftler in der Ophthalmologie anerkannt. Ausdruck dafür sind nicht nur eine Reihe von hochrangigen Wissenschaftspreisen, sondern auch mehr als 250 wissenschaftliche Veröffentlichungen und acht Bücher, von denen das dreibändige „Retina“ jetzt in der vierten Auflage erscheint. „Hierbei handelt es sich um die Bibel der Retinologie“, kommentierte Prof. Wiedemann, „ein Standardwerk, das 2654 Seiten umfasst und 9402 g wiegt.“ Viel Gewicht für 7,5 g Auge, von dem die Retina nur ein kleiner Teil und die Makula wiederum nur ein Bruchteil der Retina ist.

Umfangreich aber ist nicht nur sein Standardwerk, sondern auch das Themenrepertoire: Die Behandlung des Augentraumas; Medikamententransport ins Augeninnere; Gefäßneubildung in der Aderhaut; Gentherapie; Künstliche Retina. „Hingabe an die Arbeit, Beachtung des Details und hartnäckiges Verfolgen eines Ziels – das waren und sind seine Charakteristika, die ihm helfen, sein umfangreiches Pensum zu bewältigen“, so Prof. Wiedemann. Hinzu kommt seine Fähigkeit, ein Netzwerk von Freunden und Kollegen aufzubauen, sie einer wissenschaftlichen Sache zu verpflichten, indem er positive Energien mobilisiert und weitergibt und die Mitarbeiter am Erfolg teilhaben lässt.

Zu diesem Netzwerk gehört auch die Klinik für Augenheilkunde der Universität Leipzig. Der Dekan der Medizinischen Fakultät, Prof. Dr. Jürgen Meixensberger, hob hervor, dass die Zuweisung einer „Stiftungsprofessur für Biomechanische Grundlagen der Netzhautchirurgie“ durch den Stifterverband der Deutschen Wissenschaft auch auf die Ergebnisse der langjährigen Zusammenarbeit mit Prof. Ryan zurückzuführen ist. *Dr. Bärbel Adams*

Nuklearmedizin

Drei große Preise auf einmal



Drei junge Nuklearmediziner um Prof. Dr. Osama Sabri (r.) holten auf der 53. Jahrestagung der Fachgesellschaft für Nuklearmedizin in Kalifornien alle drei neurowissenschaftlichen Preise nach Leipzig. Die Preisträger sind (v. l.): Dr. Kai Kendzorra, Philipp Meyer und Dr. Swen Hesse. Foto: Dietmar Fischer

Erstmals in der Geschichte der weltweit größten Fachgesellschaft für Nuklearmedizin (Society of Nuclear Medicine, SNM) vergaben die internationalen Juroren auf der diesjährigen 53. Jahrestagung alle drei Preise für die Rubrik „Neurosciences Young Investigator Award Symposium“ an Wissenschaftler einer Klinik – der Klinik und Poliklinik für Nuklearmedizin der Universität Leipzig.

Den ersten Platz belegte Dr. Kai Kendzorra für seine Arbeit „Cerebral nicotinic acetylcholine receptors in patients with Alzheimer’s disease (AD) assessed with 2-F18-A85380 (2-FA) PET – Correlations to dementia severity“, den 2. Platz Dr. Swen Hesse für die Arbeit „Effects of deep brain stimulation of the nucleus subthalamicus on striatal dopaminergic transmission in patients with advanced Parkinson’s disease within one-year follow-up“ und den dritten Platz Philipp Meyer für die Bearbeitung des Themas „Dissociation between striatal $\alpha 4\beta 2$ nicotinic acetylcholine receptors ($\alpha 4\beta 2$) and dopamine transporters (DAT) in Parkinson’s disease (PD): A 2-F-18-F-

A-85380-PET (2FA-PET)/I-123-FP-CIT-SPECT study.“

Klinikdirektor Prof. Dr. Osama Sabri freut sich über die hohe Auszeichnung: „Diese einmalige Bestätigung erhielt nicht etwa eine Forschergruppe aus den USA, sondern eben eine Gruppe aus Deutschland. Für unsere Stärke spricht auch, dass aus vielen hundert eingereichten Beiträgen aus aller Welt nur sieben von den Gutachtern in die engere Wahl gezogen wurden und davon allein drei auf Leipzig fielen. Das ist ebenfalls einmalig. Dass nur diese drei aus Leipzig dann auch noch ausgezeichnet wurden, macht uns besonders stolz.“

Der Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Leipzig, Prof. Dr. Jürgen Meixensberger, hob besonders hervor, dass „die jetzt auf der 53. Jahrestagung der Society of Nuclear Medicine vergebenen Preise sich einordnen in eine ganze Reihe hochrangiger wissenschaftlicher Preise, die durch die Leipziger Klinik für Nuklearmedizin in den letzten zwei Jahren erworben wurden“.

Dr. Bärbel Adams

Von den Nazis angegriffen, von den Sowjets erschossen

Eine Erinnerung an Helmut Sonnenschein zu seinem 100. Geburtstag

Von Dr. Jens Blecher und Prof. Dr. Gerald Wiemers, Universitätsarchiv

Helmut Sonnenschein gehört zu den Opfern des stalinistischen Terrors. Sein Schicksal blieb lange Zeit unbekannt. Erst die russische Menschenrechtsorganisation Memorial gab den Überlebenden des sowjetischen Lagersystems (Gulag) eine Stimme und erinnerte an die Toten. Heute gibt es über 80 Organisationen von Memorial auf dem ehemaligen Territorium der Sowjetunion. Memorial ist eine internationale Vereinigung mit einer deutschen Sektion.

Im letzten Jahr konnte Memorial Moskau mithilfe des russischen Geheimdienstes die bis dahin Namenlosen auf dem Friedhof Donskoje in einem Totenbuch der Jahre 1935–1953 öffentlich machen. Darin sind über 600 Frauen und Männer aus der SBZ/DDR angeführt, die zwischen 1950 und 1953 von sowjetischen Militärtribunalen zum Tode verurteilt, nach Moskau verschleppt, dort erschossen, verbrannt und auf dem Friedhof Donskoje verscharrt worden sind.

Auch Helmut Sonnenschein ist so umgekommen. Am 16. November 1950 wurde er in einer verdeckten Aktion von Mitarbeitern der Staatssicherheit aus seinem Haus in Naumburg, Kösemer Straße 7, gelockt, verhaftet und entgegen der Verfassung der DDR an den sowjetischen Geheimdienst ausgeliefert. Das berüchtigte Militärtribunal 48240 verurteilte ihn am 26. April 1951 in Berlin zum Tode, angeblich wegen „Spionage für den englischen und amerikanischen Geheimdienst“. Ein Gnaden gesuch lehnte das Präsidium des Obersten Sowjets am 30. Juni 1951 ab. Das Todesurteil wurde am 4. Juli 1951 durch Erschießen vollstreckt.

Der Mathematiker Helmut Sonnenschein wurde 1935 mit einer Arbeit „Über einige konforme Abbildungen mehrfach zusammenhängender schlichter Bereiche“ an der



Helmut Sonnenschein mit seiner Ehefrau, um 1944.

Foto: Universitätsarchiv

mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig promoviert. Die beiden Gutachter Paul Koebe und Leon Lichtenstein hatten die Arbeit schon zwei Jahre zuvor mit „sehr gut“ bewertet. Abschließend dankt er seinen jüdischen Lehrern, dem am 21. August 1933 unter bisher nicht geklärten Umständen gestorbenen Mathematikprofessor Léon Lichtenstein und dem nach Kalkutta emigrierten Friedrich Levi. Das war zu dieser Zeit nicht selbstverständlich.

Mut gehörte auch dazu, sich für eine angemessene Ehrung von Lichtenstein in Leipzig einzusetzen. Die Universität, das erfahren wir aus einem Brief von Sonnenschein an den Mathematiker Paul Koebe, hat am 30. August 1933 „Herrn Professor Lichtenstein das letzte Geleit gegeben. Der Rektor und eine größere Zahl Professoren der Fakultät waren zugegen. Herr Geheimrat [Otto] Holder hielt einen wissenschaftlichen Nachruf, der das Schaffen des Heimgegangenen eingehend würdigte, und Professor [Ludwig] Weickmann eine warme und herzliche Gedenkrede.“ Die Witwe des Verstorbenen, Dr. Stefanie Szandla Lichtenstein, geb. Rosenblatt, dankte Sonnenschein für all seine Mühe und charakterisierte das Verhältnis von ihm zu ihrem Mann mit den Worten: „Zwei Männer, die sich gegenseitig schätzten und liebten“.

In einer letzten Verfügung, die von Friedrich Levi vollzogen werden sollte, hat Lichtenstein den jungen Freund und Kollegen bedacht. Der Mathematiker Levi nahm noch aus Indien im Jahre 1947 Kontakt zu Sonnenschein auf und berichtete über den Lebensweg seiner Familie, den Mord an seiner 84-jährigen Mutter und älteren Schwester durch das NS-Regime. Dennoch schreibt er versöhnend: „Glauben Sie mir, lieber Dr. Sonnenschein, meine alte Liebe zu Deutschland hat sich nicht in Hass verwandelt ...“

Sonnenschein, dessen Geburtstag sich in diesem Jahr am 28. Mai zum 100. Mal jährte, wurde als Sohn des Fabrikanten Heinrich Sonnenschein und seiner Frau Rosa in Leipzig geboren. An der Nikolaischule legte er 1925 die Reifeprüfung ab und studierte anschließend Mathematik, Physik und Astronomie an der Universität Leipzig. Seit 1931 arbeitete er als Hilfsassistent am Mathematischen Institut. Dort lernte er auch seine spätere Frau Hildegard Lorenz, die Tochter des Senatspräsidenten am Reichsgericht Karl Lorenz, kennen.

Neben Mathematik studierten beide auch Physik bei Werner Heisenberg und Friedrich Hund.

Die freundschaftlichen Beziehungen Sonnenscheins zu den jüdischen Professoren Friedrich Levi und zu dem bereits in die USA emigrierten Aurel Wintner waren dem NS-Studentenbund nicht entgangen. Die Universitätslaufbahn blieb Sonnenschein verschlossen. Es gelang ihm, als Regierungsbaurat beim Heereswaffenamt eingestellt zu werden. Dadurch entzog er sich nicht nur weiteren Anfeindungen, die Arbeit auf dem Artillerieversuchsplatz Hillersleben bot ihm auch die Möglichkeit, sich mathematischen Problemen, besonders auf dem Gebiet der Ballistik, zu widmen. Im Krieg, zunächst an der Front, wurde Sonnenschein 1942 erneut mit Entwicklungsarbeiten betraut. Ab 1944 leitete er eine Fernraketenbatterie, das bedeutete Mitarbeit am V2-Projekt.



Eine Ehrentafel in der Universitätsbibliothek erinnert an die Opfer der Diktaturen. Foto: Randy Kühn

Intensive Bemühungen, nach dem Krieg eine anspruchsvolle, seiner Qualifikation entsprechende Tätigkeit zu finden, führten 1947 zu einer Einstellung als Arbeitsleiter im Wissenschaftlich-technischen Büro „Geräte“ im sowjetischen Sektor Berlin-Karlshorst – unter der direkten Aufsicht eines sowjetischen Waffeningenieurs. Nach der Auflösung der Abteilung ging er als Mathematiker und Ingenieur zum Konstruktionsbüro Leuna und wurde schließlich Ende 1948 bei der Filmfabrik AGFA Wolfen angestellt.

In einem Brief vom 11. Juli 1950 an seinen Freund Fritz Wolf in Bad Urach beklagt Sonnenschein, dass sie lange nichts voneinander gehört haben, „mir scheint, dass die Post sehr überwacht wird, und dass manche Nachricht nicht mehr durchdringt.“ Der kalte Krieg war längst ausgebrochen.

„Hier“, in der DDR, „wird das Leben immer schwerer. Sie übt immer mehr Druck aus, es scheint auch eine neue Beschattungswelle durch das Land zu gehen. Heute sollten alle ‚parteilosen Werktätigen‘ ihr Vertrauen zur SED durch Unterschrift bezeugen. Ich habe es natürlich nicht getan.“ Kaum ein halbes Jahr später wird Sonnenschein verhaftet. Es sind nicht nur die Briefe, sondern die Menschen selbst, die „verschwinden“. Seiner Frau Hildegard, aber auch Familienangehörigen und Freunden in Ost und West wurden auf ihre wiederholten Nachfragen zum Schicksal von Helmut Sonnenschein ausweichende und unklare Antworten erteilt. Offizielle DDR-Dienststellen gaben sich unwissend, über das Deutsche Rote Kreuz erfuhr die Familie von einem Todesurteil, aber auch von einer angeblichen Inhaftierung in Workuta.

Erst im Jahre 1990 gestand die Botschaft der UdSSR in einem offiziellen Schreiben ein, dass Dr. Helmut Sonnenschein am 26. April 1951 wegen Spionage durch ein sowjetisches Militärtribunal zum Tode verurteilt worden ist. Eine Rehabilitierung lehnte man damals jedoch ab, da „die Verurteilung Sonnenscheins wegen Spionage gerechtfertigt ist“. Inzwischen ist jedoch durch Zeugenaussagen eindeutig belegt, wie die Geständnisse Sonnenscheins im Gefängnis Berlin-Hohenschönhausen erpresst wurden. Ein Zellengenosse schreibt nach seiner Rückkehr aus der russischen Zwangsarbeit 1956 seine Erinnerungen nieder und berichtet: „Sie wollten Helmut mit aller Gewalt dahin bringen, dass er der Hauptagent eines angeblichen Spionageringes gewesen sei, und sie haben mit brutalen Verhörmethoden nicht gespart. Einmal hat Helmut 15 Tage Wasserkarzer (ein enger Raum, der knöchelhoch mit Wasser gefüllt war) zudiktirt bekommen. Am Ende dieser Unmenschlichkeit war er zu einem wassergedunsenen Skelett abgemagert.“

Erst am 22. März 1994 wurde seine Unschuld offiziell von russischer Seite bestätigt und die vollständige Rehabilitierung durch den Generalstaatsanwalt der Russischen Föderation postum erklärt. Helmut Sonnenschein hinterließ seine Frau mit drei kleinen Kindern, einer Tochter und zwei Söhnen. Der jüngere Sohn heißt wie der Vater Helmut und ist promovierter Chemiker. Seit dem Tod der Mutter bemüht er sich weiter um die Erhellung des Lebensweges seines Vaters. Inzwischen hat er den schriftlichen Nachlass seines Vaters dem Universitätsarchiv Leipzig übergeben.

Kurz gefasst

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat **Prof. Dr. Georg Vobruba**, Institut für Soziologie, in die Gutachtergruppe für den Sonderforschungsbereich 1953, „Staatlichkeit im Wandel“, berufen.

Prof. Dr. Ulla Fix, Institut für Germanistik, ist mitverantwortlich für die Konzipierung und Vorbereitung der Jahrestagung 2007 des Instituts für deutsche Sprache Mannheim. Die Tagung trägt den Titel „Sprache – Kognition – Kultur“.

Prof. Dr. Alfons Kenkmann, Historisches Seminar und Geschäftsführender Direktor des Zentrums für Lehrerbildung und Schulforschung, erhielt vom Verein gegen Vergessen für Demokratie Berlin 20 000 Euro für das Projekt „Kinder über den Holocaust. Frühe Zeugnisse 1944–1947“. Das Vorhaben wird gemeinsam mit dem Jüdischen Historischen Institut (ZIH) in Warschau durchgeführt.

Prof. em. Dr. R. Klaus Müller, ehem. Leiter der Abt. Forensische Toxikologie am Institut für Rechtsmedizin und des Postgradualstudiums Toxikologie, zz. Direktor des Instituts für Dopinganalytik Dresden in Kreischa, wurde am 11. 5. in Straßburg für eine weitere Amtsperiode zum Präsidenten der Monitoring Group (der Repräsentation der 46 Mitgliedsstaaten) der Antidoping-Konvention des Europarates gewählt.

Auf der Arbeitstagung Psychologischer Methoden der Deutschen Gesellschaft für Psychophysiologie und ihrer Anwendung in Dresden wurde **Sandra Fuchs**, Institut für Psychologie I, ausgezeichnet. Die Doktorandin aus der Arbeitsgruppe um **Prof. Dr. Matthias Müller** erhielt am 10. 6. den Posterpreis der Veranstaltung für ihre Arbeit zum Thema „The neuronal dynamics of visual competition“, in der sie beschreibt, wie sich synchron präsentierte visuelle Reize bei ihrer Verarbeitung im Gehirn gegenseitig beeinflussen.

Prof. Dr. Klaus Arnold und **PD Dr. Jürgen Schiller**, Institut für Medizinische Physik und Biophysik der Medizinischen Fakultät, wurden von der renommierten Zeitschrift *Progress in Lipid Research* für ihre Veröffentlichung „Matrix-assisted laser desorption and ionization time-of-flight mass spectrometry in lipid and phos-

NOMEN

Namenforscher Prof. Dr. Jürgen Udolph zur Herkunft des Namens „Vobruba“

Der Familienname *Vobruba* ist in Deutschland selten. Unter 40 Millionen Telefonteilnehmern (Stand: 1998; neuere CD-ROMs sind aus Datenschutzgründen schlecht zu verarbeiten) ist er nur ein einziges Mal (in Münster) bezeugt. Professor *Vobruba* kommt auch nicht aus Deutschland, sondern aus Österreich. Sucht man im Internet nach dem Familiennamen *Vobruba*, so wird man aber fast immer nach Tschechien verwiesen. Diese Beobachtung wird gestützt durch die Nachweise der Internetseite der Familiennamendaten der Mormonen aus Salt Lake City (familysearch.org), die ca. 2 Milliarden Daten umfasst. Dort finden sich folgende Einträge:

1. Ema Vobruba, weiblich, Königreich Böhmen, Österreich
2. Frank Joseph Vobruba, männlich, Böhmen, Prag
3. Joseph Vobruba, männlich, Königreich Böhmen, Österreich
4. Mary Vobruba, weiblich, Königreich Böhmen, Österreich

Letzte Bestätigung der Herkunft aus Böhmen liefern die Daten einer Telefon-CD von Tschechien, in der 30 Telefonanschlüsse mit dem Familiennamen *Vobruba* verzeichnet sind.

Zweifellos ist der Name tschechisch, allerdings enthält er eine dialektale Erscheinung, die seine Erklärung etwas erschwert. Das Tschechische (und andere slavische Sprachen) sowie Dialekte des Slavischen kennen eine sogenannte *v-* oder *w-*Prothese, d. h. vor ein mit einem *o*

beginnenden Wort wird ein *v-* oder *w-* gesetzt, aus slav. *okno* „Fenster“ wird *vokno*, aus *obraz* „Bild“ wird *vobraz* usw. Wahrscheinlich enthält auch die *Volga* diese Prothese aus einer älteren Form *Olga*, einer alteuropäisch-indogermanischen Grundform eines alten Gewässernamens (mit dem Frauennamen *Olga* hat das nichts zu tun, dieser stammt aus nordgermanisch *Helga*).

Unter diesem Aspekt kann man in Tschechien auch nach *Obruba* suchen und findet diesen Namen dort 4-mal und dazu auch das notwendige Wort: tschech. *obruba* bedeutet „Saum, Einfassung, Rand, Kante, Besatz“.

Der Familienname kann damit verbunden werden und unter Umständen auf eine Tätigkeit hinweisen (Näher? Schneider?). Jedoch ist auch eine andere Erklärung möglich. Dabei hilft der tschechische Ortsname *Obruby* bei Jičín, dessen ältere Belege auch den schon angesprochenen *V-*Vorschlag enthalten: 1408 *Obrub*, 1424 *z Uobrub*, 1456 *Obrubie*, 1556 *Wobrubij*, 1577 *Wobruby*, 1790 *Groß Wobrub*, *Wobruby*, 1834 *Wobrub* oder *Wobrubá*, auch *Groß-Wobrub* (A. Profous, *Místní jména v Čechách*, Bd. 3, Praha 1951, S. 249), und der zu *obruba* in der Bedeutung „von etwas umrandet, umgeben“ gestellt wird.

Der Familienname *Obruba/Vobruba* kann daher auch ein Örtlichkeitsname mit ähnlichem Sinn gewesen sein und auf die Wohnstelle des ersten Namensträgers hinweisen.

polipid research“ ausgezeichnet. Sie gehörte 2005 zu den fünf am häufigsten nachgefragten Publikationen des Journals. Inhalt der Veröffentlichung ist eine neue Methode zum schnelleren und effizienteren Nachweis der Konzentration von bestimmten Lipiden in Geweben und Flüssigkeiten mittels Massenspektrometrie. Sie könnte helfen, die Diagnose von Krankheiten wie Atherosklerose zu vereinfachen.

Zu einer Diskussion über „Regenerative Medizin“ im Europäischen Parlament wurde **Prof. Dr. Augustinus Bader**, Professor für Zelltechniken und angewandte Stammzellbiologie am Biotechnologisch-Biomedizinischen Zentrum, eingeladen.

„Vergessene‘ Geschwister? – Lebensqualität von Geschwistern von an Diabetes Typ 1 erkrankten Kindern und Jugendlichen“ ist der Titel eines Posters, das auf

der 41. Jahrestagung der Deutschen Diabetes Gesellschaft einen Preis erhielt. Autoren sind u. a. **Dr. Julia Würz** und **Prof. Dr. Elmar Brähler**, Selbständige Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie, **Peter Hiermann**, **Dr. Thomas Kapellen**, **Dr. Angela Galler**, **E. Brähler** und **Prof. Dr. Wieland Kiess**, alle Klinik und Poliklinik für Kinder und Jugendliche.

In das Präsidium der Arbeitsgemeinschaft Wissenschaftlicher Medizinischer Fachgesellschaften wurde **Prof. Dr. Elmar Brähler**, Leiter der Selbständigen Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie, gewählt.

PD Dr. Attila Tárnok, Klinik für Kinderkardiologie, wurde als Technical Councilor in den Vorstand der International Society for Analytical Cytology gewählt.

Habilitationen

Medizinische Fakultät

Dr. Michael Bartels (5/06):

Der Einsatz antioxidativer Vitamine zur Prävention des Ischämie- und Reperfusionsschadens der Leber – tierexperimentelle und klinische Untersuchungen

Dr. Sirak Petros (5/06):

Indirekte Kalorimetrie, Energieumsatz und Energiezufuhr bei kritisch kranken internistischen Patienten

Dr. Niels Teich (5/06):

Genetische Risikofaktoren der chronischen Bauchspeicheldrüsenentzündung

Dr. Torsten Wilhem Remmerbach (6/06):

Evaluation der zytologischen Diagnostik und adjuvanter Methoden an Präparaten oraler Bürstenbiopsien zur Sekundärprävention von Lippen- und Oropharynxkarzinomen

Dr. Stefan Rumpf (6/06):

Geno- und Phänotypisierung oraler Bakterien mit Polymerase-Kettenreaktion und Massenspektrometrie – Einsatz moderner diagnostischer Methoden in der Zahnerhaltung

Dr. Gero Strauß (6/06):

Ein integriertes Konzept für die computerassistierte Hals-, Nasen-, Ohren-Chirurgie

Fakultät für Physik und Geowissenschaften

Dr. Sigrun Kabisch (5/06):

„Stadtumbau“: Herausforderungen nachhaltiger Stadtentwicklung in einer Transformationsgesellschaft

Fakultät für Chemie und Mineralogie

Dr. Cornelia Bretkopf (3/06):

Sulfatierte Zirconiumdioxide – Eine katalytische und transiente Studie

Dr. Gunther Andersson (4/06):

Experimentelle Untersuchung von Grenzflächen weicher Materie: Molekulare Struktur von Metall/ Polymer-Grenzflächen und Flüssigkeitsoberflächen

Philologische Fakultät

Dr. Brigitte Horn-Helf (6/06):

Konventionen technischer Kommunikation: Makro- und mikrostrukturelle Kontraste in Anleitungen

Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie

Dr. Sylvia Ferstl (5/06):

The functional neuroanatomy of text comprehension

Promotionen

Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie

Ludwig Nißler (9/05):

Einfluss von Flavonoiden und Anthrachinonen auf den MDR-Transport

Sanja Pavlica (9/05):

Schützende Effekte verschiedener pflanzlicher Polyphenole und Zinksalze bei oxidativem Stress in neuronalen PC12 Zellen

Vuk Savkovic (9/05):

Funktion von Clusterin bei der akuten Pankreatitis und in grundlegenden Prozessen der Zelle

Antje Kretzschmar (9/05):

Die IL-6-induzierte Aktivierung des Transkriptionsfaktors STAT3: Untersuchungen zu pathologisch be-

deutsamen Aspekten seiner Wechselwirkung und Funktion

Manja Lang (9/05):

Structure, Design and Pharmacological Characterization of Ligands at the Orexin, CGRP and Ghrelin Receptors

Michael Weick (10/05):

Untersuchung der Purino-Rezeptor vermittelten intrazellulären Kalziumreaktionen und deren Resensitivierung durch Wachstumsfaktoren in Müllerzellen

Milena Hauptmann (11/05):

Zum Einfluß von Lösungsstrategien auf die Testperformanz in figuralen Reasoningtests unter Beachtung der Arbeitsgedächtniskapazität

Sylvia Steinbach (11/05):

Evaluation des Lebenskompetenzprogramms „Erwachsen werden“ – Möglichkeiten und Grenzen schulischer Suchtprävention

Ilke Weingart (11/05):

Untersuchungen zur Eignung der Thermolumineszenz für die frühzeitige Detektion stressbedingter Schädigungen in Kulturpflanzen

Ines Hellmann (11/05):

Mutation and selection as inferred by the comparison of the human and the chimpanzee genomes

Susan Beatrice Csehi (11/05):

Molekulare Mechanismen der Tumor Nekrose Faktorvermittelten Proliferation von Tumorzellen

Thole Zürchner (11/05):

Muscarinic acetylcholine receptor M2 has important regulatory effects on Alzheimer's disease related genes including BACE1

Manon Grube (11/05):

The Where and When of Auditory Space: Evidence from Patients with acquired Brain Lesions

Kerstin Krause (1/06):

Proteomics and analysis of molecular markers in cold thyroid nodules

Claudia Klein (1/06):

Untersuchungen zur Regulation und Funktion von SH3P7 in Monozyten und Makrophagen

Jan Rillich (1/06):

Der Einfluss biogener Amine und sozialer Erfahrungen auf das aggressive Verhalten der Grille, *Gryllus bimaculatus* de Geer

Ulf Liszkowski (1/06):

Infant Pointing and its Role in the Ontogeny of Human Communication and Social Cognition

Antje Gasparic (1/06):

Untersuchungen zur Biotransformation von AWD 131–138

Stefanie Schmetsdorf (2/06):

Konstitutive neuronale Expression Zellzyklus-relevanter Proteine während der Ontogenese und in der adulten Maus

Katja Nowick (2/06):

Identification of genes regulated by human and chimpanzee FOXP2

Beate Krumm (2/06):

Immunmodulation durch Mykotoxine

Maren Claus (4/06):

Structure – function relationship in the process of TSH receptor activation and G Protein coupling specificity

Katrin Tschöp (4/06):

Mechanismen der zellzyklusabhängigen Transkription

Ralf David (4/06):

Synthesis and Characterization of Chemical Modified CXC-Chemokines

Anja Korte (4/06):

Untersuchungen zur Phylogenie der Staphyliniformia (Coleoptera) mit molekularen Merkmalen

Henrike Moll (4/06):

Infants' understanding of perceiving, attending, and knowing

Birte Forstmann (4/06):

Behavioral and Neural Correlates of Endogenous Control Processes in Task Switching

Nicole Merten (5/06):

Characterization of the Ligand-Receptor Interaction at Y Receptors

Sven Pfeifer (5/06):

Exonuclease III: Erhöhung der Thermostabilität und Charakterisierung eines homologen Proteins aus *Methanothermobacter thermautotrophicus*

Alicia Pérez Melis (5/06):

Cooperative and Cognitive Skills in Chimpanzees (Pan troglodytes): An evolutionary approach

Päivi Helena Sivonen (5/06):

Event-related brain activation in speech perception: from sensory to cognitive processes

Martin Unterseher (6/06):

Fungi and fungus-like organisms in a temperate deciduous forest canopy

Oliver Krätke (6/06):

Identifizierung der Bindungsdomänen von Urocortin am CRF₁-Rezeptor: mittels Photocrosslinking

Marianne Maertens (6/06):

The Neural Representation of Illusory Contours

Julia Reinholz (6/06):

Interhemispheric interaction in object- und word-related visual areas

Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie

Olaf Miemiec (10/05):

Erzwungene Kooperation. – Eine Auseinandersetzung mit Marx.

Christian Schmidt (1/06):

Individualität und Eigentum

Holger Andreas (1/06):

Carnaps Wissenschaftslogik. Eine Untersuchung zur Zweistufenkonzeption

Fabian Becher (1/06):

Political Fundamentalism as a Challenge to Democracy in Developing Societies – The Rise of the Bharatiya Janata Party in India and its Appeal to the Middle Class

Anke Hofmann (1/06):

Visualisierung der Region. Zur Konstruktion einer Region in bildlichen Repräsentationen am Beispiel Sachsens im 20. Jahrhundert

Beatrice Kobow (1/06):

See What I Mean – Understanding Films as Communicative Actions, Prolegomena to a Poetics of Film

Hermin Indah Wahyuni (2/06):

The Struggle to Create a Democratic Broadcasting System in Indonesia: Re-regulating Television after Political Transformation 1998

Ute Sommer (5/06):

Möglichkeiten und Grenzen der Satire in der SBZ und DDR. Untersucht am Beispiel des „Frischen Wind“ / „Eulenspiegel“ in den Jahren von 1946 bis 1989

Monika Eigmüller (5/06):

Grenzsicherungspolitik. Funktion und Wirkung der europäischen Außengrenze. Eine Untersuchung am Beispiel der Migrations- und Arbeitsmarktpolitik Spaniens

Peter Wurschi (5/06):

Entwicklung, Wirken und Bedeutung jugendlicher Subkulturen im Bezirk Suhl von 1952–1989 im Kontext der staatlichen Jugendpolitik und Herrschaftssicherung

Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften

Axel Woeller (11/05):

Die Landfrage und Landreform in Namibia

Asep Saepudin Jahar (11/05):

Reinterpreting Islamic Norms Between Legal Paradigm and Socio-Economic Challenge: Case Study on Waqf and Zakât in Contemporary Indonesia

Carsten Schreiber (12/05):

Elite im Verborgenen. Ideologie und regionale Herrschaftspraxis des Sicherheitsdienstes der SS und seines Netzwerks am Beispiel Sachsens

Claudia Zenker-Oertel (12/05):

Die Wiesbadener NSDAP in der Weimarer Republik bis 1933

Dr. rer. nat. Betina Kaun (12/05):

Arwed Rossbach (1844–1902) – Ein Architekt im Geiste Sempers. Das Gesamtwerk

Erik Lommatzsch (1/06):

Hans Globke (1898–1973). Politisches Wirken und Handeln

Karin Jansen (1/06):

Auswirkungen der Entwicklungszusammenarbeit. Eine kritische Betrachtung der dualen Berufsausbildung in Togo

Evita Schmieg (1/06):

Regionale Integration. Die Europäische Union und die Karibik

Marion Recknagel (2/06):

Minnetrug? – Oder Liebeswahn? Die Liebe in Opern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts

Birgit Scheps (2/06):

„... im Dienste des Handels auf die weite Meeresbahn hinaus ...“ Die Südsee-Unternehmungen des Handelshauses J. C. Godeffroy & Sohn, Hamburg und die Entstehung der Sammlungen „Museum Godeffroy“

Peter Kruska (2/06):

Der subjektive Blick in den Fotografien der ‚Boston School‘: David Armstrong – Philip-Lorca diCorcia – Nan Goldin – Mark Morrisroe – Jack Pierson – Shellburne Thurber

Hans-Jürgen Boysen-Stern (2/06):

Multisensueller Kunstunterricht unter Einbeziehung der Computertechnik

Philologische Fakultät

Barbara Sonnhauser (11/05):

Yet there's Method in 't. Semantics, Pragmatics and the Interpretation of Russian Imperfective Aspect.

Danuta Fraczyk (12/05):

Abgrenzungsprobleme der Abtönungspartikeln im Rahmen der Mischklasse der Konnektoren im Deutschen und im Polnischen (am Beispiel von „aber“ und dessen Äquivalenten im Polnischen)

Katrin Herget (4/06):

Zur Wortschatzentwicklung im Portugiesischen am Beispiel von Fachtexten aus der Informatik

Katja Schmidt (5/06):

„So wan du vornimst dat de minsche sere blot ...“ Untersuchungen zur Kultur- und Textgeschichte deutscher Blutsegen

Anny Schweigkofler (5/06):

Intertextualität als Verfahren der Re-Strukturierung und Transformation beim Erwerb einer Fremdsprache

Anja Becker (6/06):

For the Sake of Old Leipzig Days. Academic Networks of American Students at a German University, 1781–1914

Fakultät für Chemie und Mineralogie

Yasser Mohammed (1/06):

Deactivation channels of the first excited singlet state

of aromatic thiols; identification of transients and quantitative analysis

Min Yang (2/06):

Catalytic Partial Oxidation of Methane to Synthesis Gas over Pt/MgO Catalysts

Diana Beyer (5/06):

Beiträge zur Automatisierung der Kombination von Pyrolyse und Gaschromatographie / Massenspektrometrie für die Polymeranalytik

Katja Rohr (5/06):

Synthesis of Polyaza Crown Ethers, Incorporation into Oligonucleotides and Evaluation of Complexation Properties

Fakultät für Physik und Geowissenschaften

Kristina Fröhlich (11/05):

The Quasi Two-Day Wave – its impact on the zonal mean circulation and wave-wave interactions in the middle atmosphere

Thomas Arnold (11/05):

Untersuchungen zur Plasma-Oberflächen-Wechselwirkung beim Ätzen von Silizium mit einem Ar/SF₆/O₂-Plasmajet

Carsten Bundesmann (11/05):

Phonons and plasmons in ZnO-based alloy and doped ZnO thin films studied by infrared spectroscopic ellipsometry and Raman scattering spectroscopy

Alexei Strelchenko (11/05):

Polarisation tensor of neutral gluons in SU (3) gluodynamics in external fields at high temperature

Damy Eisermann (11/05):

Multi-Spezies-Modellierung sanierungsrelevanter Fragestellungen für einen heterogenen Feldstandort: SAFIRA – Bitterfeld

Holger Scheidt (11/05):

Festkörper-NMR-Untersuchungen zur Struktur und Dynamik von Lipidmembranen in Gegenwart verschiedener assoziierter Moleküle

Volker Wennrich (12/05):

Die spätweichselglaziale und holozäne Klima- und Umweltgeschichte des Mansfelder Landes / Sachsen-Anhalt, abgeleitet aus Seesedimenten des ehemaligen Salzigen Sees

Walter Alberto de Siqueira Pedra (12/05):

Zur mathematischen Theorie der Fermiflüssigkeiten bei positiven Temperaturen

Pavel Kortunov (1/06):

Rate Controlling Processes of Diffusion in Nanoporous Materials

Anatoli Serghei (1/06):

Confinement-effects on the molecular dynamics in thin polymer films

Johanna Kanellopoulos (1/06):

NMR-Untersuchungen zur Protonenbeweglichkeit in dehydratisierten H-Zeolithen und zu verschiedenen Multiquanten-Verfahren für Quadrupolkerne mit dem Spin 5/2

Nils-Peter Harder (2/06):

Experimental and theoretical investigations into second- and third-generation photovoltaic devices

Stefan Schinking (3/06):

Optical Deformability as a Sensitive Physical Parameter in Cell Characterization

Oliver Arndt (4/06):

Entwicklung der agraren Landnutzung im subherzynen Schwarzerdegebiet am Beispiel der Querfurt-Merseburger Platte

Konstantin Tsybulya (4/06):

Detection and Analysis of the Ionospheric Electron Density Structures Using GPS Radio Occultations Onboard the CHAMP Satellite

Falk Wottawah (4/06):

Optical Cell Rheology: From the Microscopic Origins of Cellular Elasticity to Oral Cancer Diagnosis

Emre Erdem (6/06):

Size Effects in Ferroelectric PbTiO₃ Nanopowders Observed by Electron Paramagnetic Resonance Spectroscopy

Nasser Razeq (6/06):

Ultrahochvakuum Wafer-Direktbonden nach Oberflächenreinigung durch Beschuss mit niederenergetischen Wasserstoffionen

Andreas Nowak (6/06):

Das feuchte Partikelgrößenspektrometer: Eine neue Messmethode zur Bestimmung von Partikelgrößenverteilungen (< 1 µm) und größen aufgelösten hygroskopischen Wachstumsfaktoren bei definierten Luftfeuchten

Juristenfakultät

Florian Mercker (10/05):

Die Katalogbildfreiheit in den Urheberrechtsgesetzen des deutschsprachigen Raumes

Olaf Schermann (10/05):

Der Schutz des Vermächtnisnehmers im gemeinschaftlichen Testament und Ehegattenerbvertrag

Michael Weiß (11/05):

Abfindungsanspruch bei betriebsbedingter Kündigung – § 1 a KSchG

Katja Cremer (12/05):

Die Wahrung der Vertraulichkeit des Mediationsverfahrens in einem nachfolgenden Zivilprozess

Anke Holzmann (12/05):

Das Kooperationsprinzip – Interdependenzen zwischen Demokratie und Rechtsstaat

Moritz von Hutten (12/05):

Rundfunkfreiheit und Programmveranstaltung nach bayerischem Verfassungsrecht und Grundgesetz – das Ende des bayerischen Sonderwegs?

Gabriele Nicole Brückner (1/06):

Die Klägeraufrechnung im Prozess – unter besonderer Berücksichtigung der Rechtskraftweite

Ina Susann Haarhoff (1/06):

(Re-) Monopolisierung erloschener Immaterialgüter- und Persönlichkeitsrechte durch das Markenrecht?

Katharina Kunzmann (2/06):

Wasser und Frieden – Zwischenstaatliche Konflikte um die nicht-navigatorische Nutzung internationaler Binnengewässer im System der kollektiven Sicherheit der Vereinten Nationen

Hans-Jörg Schulze (2/06):

Die bauordnungsrechtliche Beseitigungsverfügung in den Grenzen des Bestandsschutzes

Norman Senk (3/06):

Junghegelianisches Rechtsdenken. Die Staats-, Rechts- und Justizdiskussion der ‚Hallischen‘ und ‚Deutschen Jahrbücher‘ 1838–1843

Antje Dietsch (4/06):

Amtsniederlegung bei der Einpersonengesellschaft

Hagen Hasselbrink (4/06):

§ 32a UrhG – ein spezialgesetzlicher Bereicherungsanspruch

Carsten Helmert (4/06):

Aktioptionen für Mitarbeiter aus der Sicht des Arbeitsrechts

Uta Matthies (4/06):

Die Unwirksamkeit von Verträgen im deutschen, englischen und spanischen Recht mit Blick auf die Angleichung der Rechtssysteme

Olaf Dyck (5/06):

Die Zahlungen des Bürgen als vorläufige Sicherheit

Daniel Grewe (5/06):

Die interprofessionelle Zusammenarbeit im Spannungsfeld zwischen Berufs- und Gesellschaftsrecht

Lars Mohnke (5/06):

Zielvereinbarungen

Wiebke Kaiser (6/06):

Good Time – Regelungen im Strafvollzug – Eine Alternative für Deutschland?

Christine Wilhelm (6/06):

Einvernehmlicher Verbandsaustritt als Vertrag zu Lasten Dritter? Eine rechtsdogmatische Untersuchung unter Berücksichtigung der vereins-, verfassungs- und tarifrechtlichen Besonderheiten

Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät

Pablo Berger (8/05):

Auswirkungen der Markteintrittsreihenfolge auf den Unternehmenserfolg – Eine ökonomische Analyse von Markteintrittsstrategien

Holger Schroth (10/05):

Tragverhalten einzelgestützter zylindrischer Silostrukturen mit Auslauftrichter

Karin Wirth (10/05):

Konstruktion problembasierter Lernumgebungen im Spannungsverhältnis informationstechnischer und pädagogischer Rationalität, dargestellt am Lerngegenstand Electronic Commerce/Electronic Business

Sören Bär (11/05):

Kooperatives Marketing für touristische Regionen

Marcus Ewig (12/05):

Der Transformationsprozess zum Collaborative Business – Eine strategische, organisatorische und informatorische Betrachtung

Thomas Harlfinger (12/05):

Referenzvorgehensmodell zum Redevlopment von Bürobestandsimmobilien

Klaus Hastolz (12/05):

Entwicklung eines Prozessmodells zur Qualitäts- und Aufwandsoptimierung in der lebenszyklusorientierten Planung betrieblicher Immobilien

Guido Pasternack (1/06):

Die wirtschaftlichen Aussichten der ostdeutschen Braunkohlenwirtschaft bis zum Jahr 2020 – Eine Szenario-Analyse

Peter Ploth (1/06):

Die Inflation in Deutschland zwischen 1970–2000. Eine statistische Analyse im Lichte der Dogmengeschichte

Heike Hinneburg (4/06):

Prävention von Kriminalität im E-Commerce

Sebastian Kiebusch (4/06):

Metriken für prozessorientierte Software-System-Familien Umfangskalkulation sowie Aufwandsprognose im Electronic Business und Automobilbereich

Theologische Fakultät

Angelika Rotter (1/06)

Christian Gottlob Leberecht Großmann (1783–1857): Leben und Wirken des Gründervaters der Gustav-Adolf-Stiftung

Huldreich David Toasperm (5/06):

Diakonisches Lernen – Eine Systematisierung

Medizinische Fakultät

jeweils 7/05:

Heike Jäger:

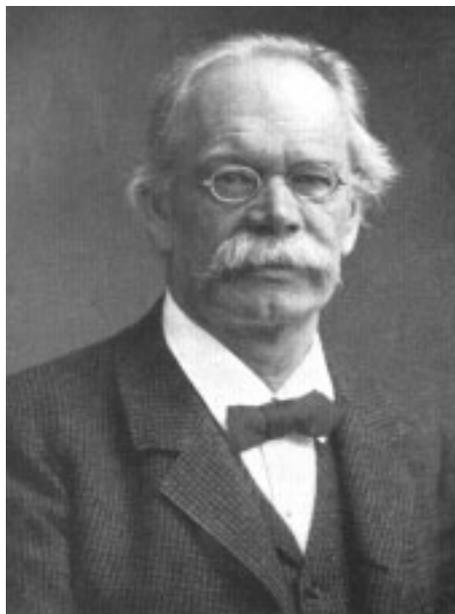
Vergleichende Analyse des Blutbedarfes der an der chirurgischen Universitätsklinik Leipzig 1982, 1992 und 2000 durchgeführten operativen Eingriffe unter Berücksichtigung der Eigenblutspende und der Transfusionsnotwendigkeit

Tanja Karst:

Kryokonservierung von Speicheldrüsen im Rahmen einer kausalen Therapie der radiogenen Xerostomie am Modell der Ratte



Gesichter der Uni



Kurt Wachsmuth (1837–1905)

Foto: Universitätsarchiv

Die Reihe „Gesichter der Uni“ erscheint seit April 2004 regelmäßig im *Uni-Journal*.

Sie umfasst kurze Portraits von Universitätsangehörigen verschiedenster Jahrhunderte. Dunkle Kapitel der Universitätsgeschichte bleiben dabei nicht ausgespart. Geschrieben werden die Portraits von Angehörigen und Mitarbeitern der „Kommission zur Erforschung der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“.

Auf einen Blick finden Sie die „Gesichter“ im Internet unter www.uni-leipzig.de/journal/gesichter

Kurt Wachsmuth war „der letzte Vertreter jener gelehrten Generation, in dem zwei auseinandergehende Studiengebiete, das klassisch-philologische und das althistorische, zu einer Einheit verschmolzen.“ Diese Worte des Altphilologen Justus Hermann Lipsius deuten die Wertschätzung an, die sein Kollege Wachsmuth genoss.

Den Grund für seine Karriere legte er in seiner Schulzeit an der Landesschule Pforta. Dorthin war er durch seine Familie gewiesen, die über mehrere Generationen zahlreiche Mitglieder in Schulpforte ausbilden ließ. Wachsmuth wechselte Ostern 1850 vom Domgymnasium zu Naumburg nach Pforta, wo er eine Freistelle des Naumburger Domkapitels erhielt. Seine schulischen Interessen galten gleichermaßen der Mathematik und den Alten Sprachen. Zu seinem Abitur Ostern 1856 legte er als Valediktion einen Vergleich von Aischylos' Choephoren mit Sophokles' Elektra vor. Nach seiner Schulzeit studierte er Klassische Philologie in Jena und Bonn, wo er in den Altphilologen Otto Jahn und Friedrich Ritschl ausgezeichnete Lehrer fand. Damit trat er in eine Wissenschaftstradition ein, in der gleichermaßen Wert auf Sprachfertigkeit, Textkritik und Literaturerklärung gelegt wurde. Die Beziehung zu Ritschl wurde durch seine Ehe mit dessen ältester Tochter Marie noch vertieft.

Ritschl und Jahn widmete Wachsmuth auch seine 1860 abgeschlossene Promotion über das philologische Schaffen des pergamenischen Gelehrten Krates von Mallos. Im gleichen Jahr erhielt Wachsmuth eine Probandenstelle am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, wurde wenig später aber als Sekretär und Dolmetscher an die preußische Gesandtschaft in Athen berufen. Dort sammelte er in zwei Jahren die wichtigsten Materialien zu seinem 1874/90 veröffentlichten Hauptwerk „Die Stadt Athen im Altertum“. 1862 kehrte Wachsmuth zurück, habilitierte sich in Bonn und wurde 1864 – im Alter von 27 Jahren – als ordentlicher Professor nach Marburg berufen. Dem folgten weitere Berufungen nach Göttingen 1869, Heidelberg 1877 und schließlich 1886 nach Leipzig, wo er in der Nachfolge von Ludwig Lange den Lehrstuhl für Alte Geschichte und Klassische Philologie übernahm. Das hohe Ansehen, das Wachsmuth als Wissenschaftler und akademischer Lehrer genoß, trug ihm die gleichzeitige Leitung des historischen und des philologischen Seminars ein.

Dr. Jonas Flöter,
Erziehungswissenschaftliche Fakultät

Eine Sensation im Einband

Die Universitätsbibliothek Leipzig verfügt unter ihren 5 Millionen Bänden über einen großen Bestand an Alten Drucken. Ihre Zahl ist so groß, dass sie zwar bibliographisch bestimmt und alle Titel in den Katalogen der UB verzeichnet sind, aber die individuellen Merkmale dieser Bücher, also z. B. die Art ihrer Einbände, noch nicht systematisch erfasst werden konnten. So war auch ein kleiner Oktavband aus dem frühen 17. Jahrhundert, der zwei Wittenberger Drucke enthält, der Aufmerksamkeit der Bibliotheksmitarbeiter lange Zeit entgangen. Jedoch war dieser eher unscheinbare Band etwas Besonderes, denn der Buchbinder, der ihn vor knapp 400 Jahren fertigte, benutzte dafür die Überreste einer Heliand-Handschrift aus dem 9. Jahrhundert. Pergament war ein vielfältig zu nutzendes Material, u. a. Schuhmacher, Orgelbauer und vor allem Buchbinder konnten es gebrauchen. Mit dem stabilen Pergament wurden die Pappdeckel der Einbände kaschiert.

Der Oktavband mit dem Heliand-Fragment gelangte zu einem unbekanntem Zeitpunkt in die Bibliothek der Leipziger Thomaskirche. Diese Bibliothek wird seit Jahrzehnten in der UB Leipzig als Depositum aufbewahrt. Anfang April dieses Jahres wurde ich, als ich eigentlich ein ganz anderes Buch suchte, auf den Band aufmerksam. Es war die Altertümlichkeit der Schriftzüge, die mich veranlasste, den Band aus dem Regal zu ziehen und näher zu untersuchen. Schnell wurden zwei Sachverhalte klar: Erstens handelte es sich bei der Schrift um sogenannte karolingische Minuskel, die im 9. und 10. Jahrhundert verwendet wurde und zweitens war es kein lateinischer Text. Somit stand mit ziemlicher Sicherheit fest, dass es ein besonderer Fund war, denn jedes Zeugnis der schriftlichen Verwendung von Volkssprachen – und um eine solche musste es sich ja handeln – aus jener Zeit erweckt Interesse. Wie besonders der Fund war, stellte sich heraus, als der Altgermanist H. U. Schmid ihn beurteilte und als Fragment des Heliand identifizierte.

Eine anschließende genauere Untersuchung der Einbände der Thomaskirchbibliothek brachte keine weitere Heliand-Fragmente zu Tage. Diese 1580 gegründete Bücherei erhielt ihre Bestände hauptsächlich aus zwei Quellen. Einmal spendeten wohlhabende Gemeindemitglieder der Bibliothek ihrer Kirche repräsentative Druckwerke, die meist in aufwendig gestalteten Ledereinbänden gebunden wurden. Zum anderen erhielt die Thomaskirche testamentarisch Privatbibliotheken, vornehmlich die der Thomaspfarrer. Sehr wahrscheinlich war jener Oktaveinband, der den Heliand trug, aus solch einer Privatbibliothek gekommen. Der Erblasser hat ihn vielleicht in seiner Jugend während seines Universitätsstudiums erworben. Dies lässt sich deswegen vermuten, weil die beiden Wittenberger Drucke, die der Heliand-Einband vereinigte, Logikabhandlungen waren, die eigentlich nur im universitären Kontext gelesen wurden.

Dass bei einer systematischen Durchsicht der Bestände an Alten Drucken nach solchen Manuskripteinbänden noch mehr vom Heliand gefunden wird, ist eher unwahrscheinlich. Aber auch andere alte Handschriftenfragmente, die heute noch als Bucheinschlag dienen, könnten Überraschungen bergen ...

*Thomas Döring,
Universitätsbibliothek*

Der Fund des Heliand-Fragmentes in der Universitätsbibliothek erregte großes Aufsehen.

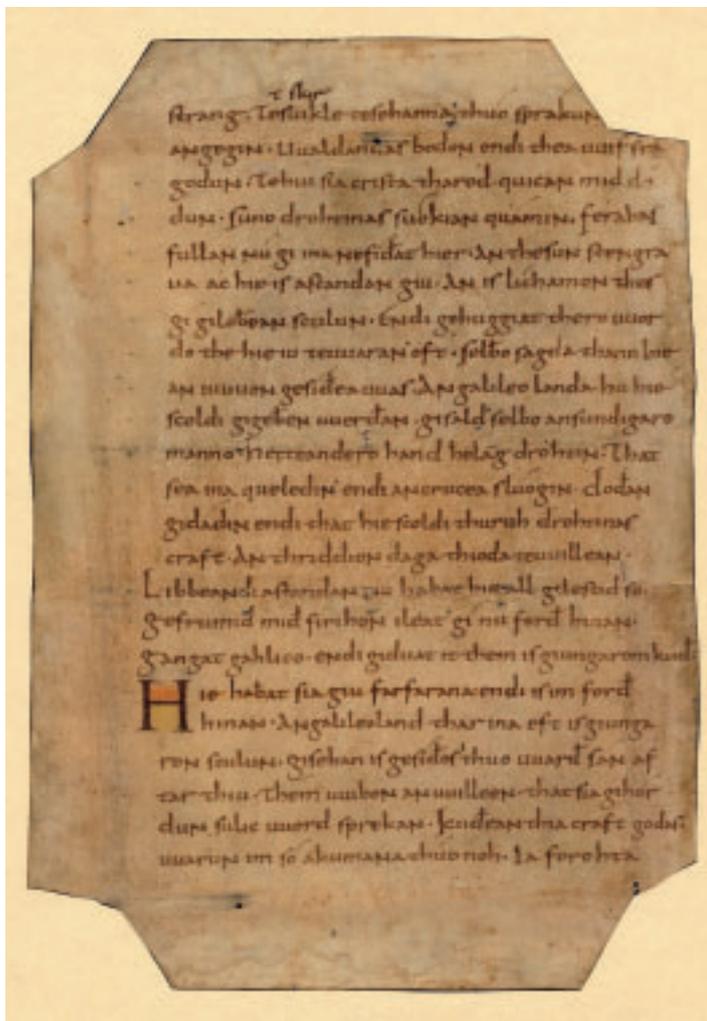


Das Leipziger Heliand-Fragment, links die Vorderseite, die außen zu sehen war, als das Buch gefunden wurde.
Fotos: Universitätsbibliothek

Ein Auszug aus dem Heliand-Fragment im Original ...

Thúo spráku(n) im san angegin
uualdandas bodon endi thea uuif fragodun,
te hui sia crifsta tharod quican mid dodun,
suno drohtinas suókian quámin
ferahas fullan; ‘nú gi ina nefiðat hier
an thesun stengraua, ac hie is astandan giu
an is líchamon: thes gí gilobean sculun
endi gehuggiat thero uuordo, the hie iu teuuaran oft
selbo sagda, thann hie an iuuuon gesiðea uuas

Im *Uni-Journal* berichten der Entdecker Thomas Döring und der Altgermanist Hans Ulrich Schmid.



... und in der Übersetzung

Da sprachen zu ihnen
des Herren Boten und fragten die Frauen
warum sie Christus dort suchten, den Lebenden bei den Toten
den Sohn Gottes sie zu suchen kamen
voll des Lebens. 'Nun findet ihr ihn nicht hier
in diesem Steingrab, denn er ist schon erstanden
mit seinem Leib. Das sollt ihr glauben
und gedenkt der Worte, die er wahrhaftig oft
selber sagte, als er in eurer Mitte weilte

Bis heute nicht komplett

Am 20. April informierten mich Thomas Döring und Dr. Falk Eisermann über den Fund eines frühen, offensichtlich volkssprachlichen Fragments in der Universitätsbibliothek (UB), das als Einband eines Buches aus dem 17. Jh. verwendet worden war. Herrn Döring war das Bändchen im Bestand der Thomaskirche, die als Depositum in der UB aufbewahrt wird, aufgefallen. Gleich der erste Blick bot Anhaltspunkte, um welchen Text in welcher Sprache es sich handeln musste. Die Stichwörter *sten* („Stein“), *idise* („Frauen“), *giungarom* („Jüngern“), *ik uuēt* („ich weiß“) in einer karolingischen Minuskel aus der Mitte des 9. Jahrhunderts wiesen das Fragment als altsächsisch aus. Ebenfalls auf den ersten Blick war zu erkennen, dass es sich um alliterierende Sprache handelt.

Es konnte folglich kaum noch etwas anderes sein als ein Stück aus dem Heliand, und zwar die Erzählung von den Frauen am leeren Grabe Christi (basierend auf dem Lukasevangelium, Kap. 24). Der Vergleich mit der entsprechenden Textstelle in der Heliandausgabe von Eduard Sievers erbrachte sogleich die Bestätigung dieser Vermutung: Das Fragment überliefert auf seiner zunächst sichtbaren Seite die Verse 5823 bis 5845 des Heliand.

Es handelt sich beim Heliand um ein etwa 850 (vielleicht etwas früher) von einem unbekanntem Autor an einem unbekanntem Ort in Norddeutschland verfasstes Versepos. Thema ist das Leben Jesu Christi. Das Wort *Heliand* kommt mehrmals im Text vor und bedeutet so viel wie „Heiland, Erlöser“. Der erste Herausgeber, der Münchner Sprachwissenschaftler und Bibliothekar Johann Andreas Schmeller, gab der Dichtung ihren Namen.

Bis heute besitzen wir keinen kompletten Heliand. Erhalten ist neben dem unvollständigen Münchener Codex noch ein zweiter, wesentlich jüngerer, der heute in der British Library in London aufbewahrt wird. Der Münchener Codex wurde wie das Leipziger Blatt um die Mitte des 9. Jahrhunderts geschrieben, der Londoner erst über hundert Jahre später. Dazu waren bislang drei Fragmente bekannt. Eines liegt ebenfalls in München und wurde vor 30 Jahren im zerbröselnden Einband einer Schedelschen Weltchronik entdeckt. In eine heute in der Vatikanischen Bibliothek in Rom aufbewahrten lateinischen Handschrift hat im 9. Jh. jemand ein Stück Heliand eingetragen, und zwar den Passus mit der Bergpredigt. Und schließlich ist ein weiteres Einzelblatt zu nennen, das in Prag aus einem Bucheinband abgelöst worden ist und heute in Berlin (im Deutschen Historischen Museum) aufbewahrt wird. Dieses Blatt stimmt in so vielen sprachlichen und materiellen Details mit unserem Leipziger Fragment überein, dass der dringende Verdacht besteht, es könnte demselben Codex entrissen worden sein. Und nun kommt als viertes Fragment der Leipziger Fund hinzu.

Die hier auf beiden Seiten eingetragenen Verse enthalten wie erwähnt die Erzählung von den Frauen am leeren Grabe Christi (s. Auszug links). Man beachte die Alliterationen (z. B. *uualdandas* und *uuif, suno* und *suokian*), die ein Merkmal der altgermanischen Dichtung sind, in deren Tradition der Heliand noch steht. Der Text des Leipziger Blattes ist nur noch in dem deutlich jüngeren Londoner Codex enthalten. Das neue Fragment ist also von beträchtlichem Wert für die Textgeschichte dieses einzigen erhaltenen größeren Stabreimedes, das auf deutschem Boden entstanden ist.

Prof. Dr. Hans Ulrich Schmid, Institut für Germanistik